Friedrich von Gentz.

Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs

im neunzehnten Jahrhundert

mit

Benutzung handschriftlichen Materials

von

Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy
Docent der Geschichte an der Universität Heidelberg.

+1874

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1867.

Herrn

Professor Georg Waitz

in dankbarer Verehrung

der Verfasser.

Vorwort.

Auch nach Haym's trefflicher gediegener Biographie (Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, 1. Sekt., 57. Theil, S. 324 ff. Leipzig 1853) hat die Literatur über Gentz mannichfache Bereicherung erfahren. Robert Mohl (Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, 2. Band, S. 488, Erlangen 1856) und Bluntschli (Deutsches Staatswörterbuch, IV. Band, 1859, S. 172) würdigten die politische Thätigkeit des österreichischen Staatsmannes. Der Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller (Stuttgart 1857) bot interessante Aufschlüsse namentlich für die spätere Lebensperiode, für die Zeit der Kongresse, der Turner- und Demagogenverfolgungen. Eine wesentliche Bedeutung kommt den 1861 aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense veröffentlichten Gentz'schen Tagebüchern zu, deren Echtheit auch von Joseph Gentz, unter einem Stoßseufzer über die Indiskretion Ludmilla Assing's, zugestanden wird. (Ueber die Tagebücher von Fr. Gentz, Wien 1861.) Endlich sei noch der Biographischen Parallele zwischen J. Müller und Gentz von Wolf (Lloyd 1853, S. 309), der 1857 von Schönborn veröffentlichten Briefe an Garve und der 1859 in

Prag erschienenen Biographie von Schmidt-Weißenfels so wie des Aufsatzes von Geßner in der deutschen Vierteljahrsschrift 1862 Erwähnung gethan.

Aus der Vergleichung dieser und der früheren Quellenliteratur mit dem mir in Wien auf höchst liberale Weise gebotenen ungedruckten Material mußten sich überraschende Resultate ergeben.

Gentz hat auf die Entwickelung der deutschen Geschicke fördernd und hemmend eingewirkt.

Der weiche verwöhnte Schöngeist wuchs zu demosthenischer Kraft im Kampfe gegen den eisernen Helden des Jahrhunderts, gegen Napoleon. In einer Zeit, wo den Deutschen politische Leidenschaft Noth that, zeigte er sich groß und einzig durch die Unerbittlichkeit seines Hassens. Wie es jedoch dem echten Staatsmann geziemt, war Gentz nicht blos stark im Verneinen, sondern er besaß auch klare Einsicht in die nationalen Bedürfnisse, und den Willen, eine Neugestaltung Deutschlands herbeizuführen. Diese Richtung der Gentz'schen Politik, seine Ansichten über die Reform in der deutschen Verfassungsfrage, seine Stellung zu dem merkwürdigen Plan eines norddeutschen Bundes unter preußischem Kaiserthum im Jahre 1806, glaubte ich eingehend behandeln zu müssen.

Nun aber durfte ich mich auch den Schattenseiten des Mannes nicht verschließen; ich mußte erklären, wie Gentz, der zu einer Zeit Thatkraft und Ueberlegenheit außerordentlicher Menschen entfaltete, zu andrer Zeit in die Mattheit und Gleichgültigkeit gewöhnlicher Naturen zurückfiel. Solch' psychologisches Problem

konnte nur gelöst werden, wenn man sich an den Entwicklungsgang des Mannes erinnerte, und Gentz als den echten Vertreter jener Gesellschaft des 18. Jahrhunderts auffaßte, welche mit Esprit und Lebenslust gesättigt und in heiterer Aufklärung herangewachsen, aber dem Gedanken der Pflicht entfremdet war. Es wird mir hoffentlich in späterer Zeit vergönnt sein, das Bild durch die Darstellung der eigenthümlich verwandten Erscheinung Talleyrand's zu vervollständigen, der sich auf demselben Hintergrunde entwickelt hat.

Für Gentz ward es verhängnißvoll, daß jene Richtung der alten Gesellschaft und des alten Staats sich mit den Zuständen im österreichischen Kaiserreich und mit der Denkart des Fürsten Metternich nur allzugut vertrug. Wenn er bis 1810 Vertreter einer echt deutschen Politik gewesen war, so ward er seit seiner Verbindung mit dem Fürsten Metternich lediglich Vertreter der Reaktion.

So erklärte sich seine Gleichgültigkeit gegen den Freiheitskampf, zu dem Preußen die Initiative ergriffen hatte. Als Gesinnungsgenosse eines Metternich, der noch im späten Alter protestirend die Worte: Nur kein Pathos! unter sein Bildniß schrieb, sah Gentz mit vornehmer Verachtung auf alle jene edlen Gefühle herab, welche die deutsche Jugend begeisterten. Alt und grau geworden erschien er 1815 zu Wien, wie auf den folgenden Kongressen von Aachen, Troppau, Laibach und Verona.

Es war meine Aufgabe, Gentz' Verhältniß zu der freiheitlichen Bewegung in Deutschland, seine maßgebende Theilnahme an den Karlsbader Beschlüssen, sowie seine Stellung zu den

Revolutionen im Süden Europas zu charakterisiren und zu zeigen, wie er nach all' seiner rastlosen Thätigkeit schließlich um die Frucht des Ringens betrogen ward und gestehen mußte, daß es vergeblich sei, dem Weltrad in die Speichen zu fallen. In seiner Behandlung der orientalischen Frage trat der Widerspruch von Jetzt und Sonst am auffallendsten hervor. Hier vor Allem galt es nachzuweisen, wie Gentz dem Metternich'schen System die eigene bessere Einsicht zum Opfer gebracht hat.

Zum Schlusse habe ich versucht die einzelnen Charakterzüge zu einem Gesammtbild zusammenzufassen. Denn die Gestalt, die der Historiker darstellen will, darf nicht ätherisch bleich in der Vergangenheit wandeln: sie muß mit Fleisch und Blut, in Fülle und freudigem Glanz des Lebens erscheinen.

Wien, im Frühjahr 1867.

Der Verfasser.

I.

Reaction.

Auf die gewaltigen Erschütterungen, welche das Ende des vergangenen und den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnen, ist eine äußerlich scheinlose, friedliche Periode gefolgt. Vergebens sucht man tiefgehende Leidenschaften in den Massen, starke Grundsätze und kühne Entwürfe in den Einzelnen.

Die Thätigkeit der Diplomatie beschränkte sich fortan darauf, jeder Schwierigkeit auszubeugen, gewähren zu lassen und nur das Unumgängliche möglichst geräuschlos zu erledigen. Ruhe um jeden Preis ward das Losungswort der Staatslenker; und da sie nach dem unerhörten Aufschwunge der Napoleonischen Zeit einer Erholung bedürftig waren, machten sie aus der Erholung selbst ein politisches System und suchten das Ideal der Staatskunst in vollkommener Brachlegung alles öffentlichen Lebens.

Die universalstaatlichen Tendenzen Napoleons, die Pläne des Welteroberers wurden nun durch ein politisches System verdrängt, das in Wahrheit nur als der Ausdruck der allgemeinen Müdigkeit gelten konnte. Name und Ueberschrift lauteten: Legitimität, Erhaltung des Bestehenden. Doch was hilft der Name des Rechts, so lange der Wille fehlt, es aufrecht zu erhalten, so lange die Selbstsucht in der Gesinnung nicht überwunden ist? Hier traf Goethe's scharfes Wort zu: „Niemand ist legitimer, als wer sich erhalten kann." Denn schon

auf dem Wiener Kongreß hatte es sich deutlich gezeigt, daß man keineswegs unter jeder Bedingung erhalten, daß man keineswegs auf Kosten der eigenen Interessen legitim sein wolle.

Während der folgenden Decennien stellte sich jenes angebliche System der Legitimität, statt auf großartige, weltumfassende Prinzipien begründet zu werden, immer mehr als ein widerspruchsvolles politisches Chaos heraus, welches nur dem behaglichen Sich-gehenlassen und dem bequemen Rechnen von heut auf morgen diente.

In diesem Sinne ward Wien die feste Burg des „Legitimitätsprinzips," Fürst Metternich und seine politischen Freunde wurden Virtuosen in der Kunst, welche das Zusammensinken des Alten aufzuhalten und den neuen Tag zurückzudrängen suchte.

Wenn man sich jedoch auch einer wenig beneidenswerthen Aufgabe mit Geist und Gewandtheit unterziehen und durch das Interesse an den Mitteln den Zweck in Vergessenheit bringen kann, so verdient Friedrich von Gentz diesen Ruhm und zugleich einen Platz über den anderen österreichischen Staatsleuten, über den Kobenzl, den Kolloredo und den Metternich. Was Jene der Geburt verdankten, verdankte er der Kraft seines Genius. Von einfachen bürgerlichen Anfängen schwang er sich zu den höchsten staatlichen Würden, zu jener stolzen Stellung auf, die zur Zeit des Wiener Kongresses gipfelte, als er in seiner kleinen Wohnung in der Seilergasse die Besuche von gekrönten Häuptern empfing und in seinem Tagebuche bemerken durfte: Heute habe ich den Besuch des Kronprinzen von Baiern und des Königs von Dänemark abgelehnt. [1])

In der That ist Gentz ein Meteor am politischen Himmel unserer Zeit, ein seltenes Phänomen in unserer durch wirkliche Erfolge nie verwöhnten deutschen Literatenwelt.

---

1) Lundi 31. octobre 1814. Refusé le prince royal de Bavière, le roi de Danemark etc. Tagebücher von Friedrich von Gentz. Leipzig 1861. S. 333.

„Niemals," sagt Varnhagen, „ist der deutsche Schulstaub zu größerem Glanze aufgewirbelt, nie die pedantische Kraft in üppigerer Fülle ausgeschlagen."

Je glanzvoller und überraschender eine solche Laufbahn ist, je mehr verlohnt es sich, dieselbe bis in ihre Einzelheiten zu verfolgen; Gentz, von den Momenten, wo er am Hungertuch nagte, und froh war, wenn er aus Wuchererhänden Geld geliehen erhielt, — zu begleiten bis zu den Momenten, wo er am grünen Tische die Geschicke Europa's entschied, bis zu den Ausbrüchen eines übermüthigen Behagens und eines weltverachtenden Epikuräismus; kurz, es verlohnt sich der Columbus dieser merkwürdigen inneren Welt zu werden, in welche seine zahlreichen vertrauten Briefe sowie die 1861 veröffentlichten Tagebücher einen tiefen Einblick gewähren.

II.

Gentz in Preußen.

Friedrich Gentz wurde im Jahre 1764 zu Breslau geboren. Er war der Sohn eines preußischen Münzbeamten und einer geborenen Ancillon aus Berlin.

Sein Entwickelungsgang bestätigte die Beobachtung, die man oft bei kritischen, raisonnirenden Köpfen und bei großen Rednern machen kann. Die Demosthenes, Lessing, Rousseau sind erst langsam nach einer schwankenden Gährungsperiode zu ihrer Kraft und Bestimmung gelangt. So verrieth auch der Knabe Gentz nichts Außergewöhnliches in seinen Anlagen. Niemand hätte voraus geahnt, daß einst die europäische Diplomatie seinen Worten lauschen und den Impulsen seiner Gedanken folgen werde. Denn seine Fassungskraft schien beschränkt, sein Sinn war lässig und spottete den Bemühungen der Lehrer, die ihn in Breslau und späterhin auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin auszubilden suchten. In der Familie galt Gentz als äußerst geistesschwach, und da man auch seinen Fleiß nicht sonderlich rühmen konnte, so stellte man ihm höchstens das Horoskop einer erträglichen Mittelmäßigkeit. Die schlummernden Geisteskräfte wurden erst geweckt, als er im Jahre 1778 die Universität Königsberg bezog und dort zu den Füßen des gewaltigen Denkers saß, der auf die intellektuelle Entwickelung von Preußen und von ganz Deutschland einen unermeßlichen Einfluß ausgeübt hat. Die Lehre Kant's wirkte mäeutisch auf

ihn ein. Aus dem stillen, lässigen und unbedeutenden Studenten reifte er zu einem lebhaften, gewandten und geistesvollen Mann. Nicht als ob nun eine totale Veränderung eingetreten wäre, die ihn zu einem unbedingten Anhänger des Königsberger Weisen, zu einem eifrigen Kantianer im vollen Sinne des Wortes gemacht hätte. Die Philosophie Kant's war wohl ein stählernes und stählendes Seelenbad. Allein die Natur von Gentz war nicht dazu angethan, den Lehren eines solchen Meisters in allen Stücken zu folgen. Nur in formeller Beziehung empfing sein Geist damals die Anregungen, die wir später als unübertroffene Vorzüge der Gentz'schen Darstellung entwickelt finden: Schärfe und systematische Konsequenz, dialektische Gewandtheit und Unerbittlichkeit des logischen Denkens. Jedoch die tiefere Lebensweisheit des Königsberger Philosophen gewann keine Macht über ihn.

Die Lehre Epikur's triumphirte vielmehr über den kategorischen Imperativ. „Wer immer nur zu genießen hofft," schrieb er an eine Freundin,[2] „genießt niemals. Die Summe aller Weisheit ist: Gebrauche das Gegenwärtige! In dem Schwarme von Irrthümern, die das menschliche Geschlecht belagern, ist das der vornehmste: daß alle Menschen immer im Begriff sind zu leben, Young nennt das sehr schön: daß sie immer an der Schwelle der Geburt stehen."

Freier konnte man freilich die Moral des Königsberger Weisen nicht variiren. Aber Gentz' Sinn war von jeher mehr auf das Reizende wie auf das Erhabene gerichtet. Gesellige Freuden und Verkehr zogen ihn vor Allem an. Es war ihm ein Bedürfniß, im Kreis bewundernder Freunde zu glänzen und die Schmeicheleien zu empfangen, mit welchen namentlich Frauen ihre Lieblinge zu verwöhnen und alle Unebenheiten des sozialen Daseins zu glätten wissen. Sein schmiegsames Wesen machte ihn um so empfänglicher für diese Huldigungen.

„Nun bitte ich Sie, Liebe, mir bald wieder zu schreiben und bald

2) Brief an Elisabeth Graun 31. Dez. 1785. (Briefe und vertraute Blätter von Fr. v. Gentz. Herausgegeben von G. Schlesier. Mannheim 1838. S. 64.)

wieder himmlisch zu schmeicheln. Ihre Schmeicheleien sind ein wahres wollüstiges Seelenbad, aus dem man erquickt und gestärkt hervorgeht.... Ich verdiene das Concert von Liebe, wovon Sie sprechen, weil — Sie wissen es ja — Niemand so schmeichelbar ist, als ich." [3])

In der That ließ sich Alles dazu an, aus Gentz ein soziales Phänomen zu machen. Sein bloßer Umgang war ein Genuß, dem Reiz seiner Unterhaltung vermochten die Wenigsten zu widerstehen.

Doch gesellschaftlicher Glanz pflegt theuer erkauft zu werden. Das soziale Leben ist ein Kompromiß zwischen Freiheit und Gesetz, und wenn sich die verschiedenen Individualitäten im geselligen Verkehr frei entwickeln, so entgeht auch der Einzelne dem Schicksal nicht, das ihn unter der berechtigten Entwickelung Anderer leiden läßt.

Während seines Königsberger Aufenthalts lernte Gentz Elisabeth Graun, die schöne aber unglückliche Gattin des Regierungsraths Graun kennen; und bald knüpften gleiche Seelenstimmungen, Vertrauen und Hülfeleistung, ein Band zärtlicher, schwärmerischer Freundschaft zwischen Beiden. Es war der erste Rausch jugendlicher Weltbetrachtung; ein Schwelgen in den Maiempfindungen des Lebens, ein Gemisch von Ossian, Werther und Young. Man schraubte den Kultus des eigenen Ich auf die höchste Höhe und versenkte sich mit Begeisterung und Thränen in eine unklare Gefühlspoesie. Gentz ward in volle Schwärmerei entrückt, als er die überschwänglichen Verse seiner Freundin las:

„Oft wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu;
Die früh sich einst verlassen hatten,
Begegnen sich im Abendschatten
Und gehen Hand in Hand zur Ruh." [4])

---

3) Brief an Rahel. Oktbr. 1803. Schlesier a. a. O. S. 111.

4) Die Verse sind von Gotter. S. Gotter's Gedichte. Gotha 1787. Th. 1, S. 10.

Zu anderer Zeit konnte er der Freundin ausführliche Vorlesungen über Lebensphilosophie halten und ihr auseinandersetzen, daß es darauf ankomme, sein Glück auf den Genuß von Gütern zu beschränken, die in der Seele liegen. „Um recht glücklich zu sein, haben Sie nur noch eine einzige Quelle, und die liegt in Ihnen selbst."

Höchst bezeichnend für die Anschauungen von Gentz ist die Art, wie er seiner Elisabeth die Unsterblichkeit der Seele bewies, die er als ein Postulat der Glückseligkeit auffaßte. Entweder, so folgerte er, ist die Tugend eine Chimäre oder es giebt Leben und Glückseligkeit nach dem Tode. Die Tugend ist ihm aber eine Realität; sie steht ihm mit so absoluter Sicherheit fest wie der Satz: „was ist, ist;" und daraus schließt er, daß irdisches Streben auch seinen Lohn erhalten muß und daß für Entsagung und Unglück auf Erden den Tugendhaften Glückseligkeit im Jenseits erwartet.

Sechsundvierzig Jahre nachher, am Ende seiner Wanderung durchs Leben, hat er dieselben Gedanken mit der vollen Wärme des Jünglings wiederholt. Sie hafteten tief in ihm.

Herr von Prokesch hat denn auch die Briefe an Elisabeth zu dem Ergreifendsten gezählt, was Gentz geschrieben, und gewiß steht er uns, menschlich betrachtet, in jener Zeit glückseliger Jugendschwärmerei weit näher als später, wo er sich in der dünnen Luft diplomatischer Kanzleigeschäfte bewegte. Aber der Mensch vermag sich nur selten lange auf der schwindelnden Höhe einer so idealen Anschauung zu halten, wie sie sich in jenen Jünglingsgedanken über Unsterblichkeit der Seele ausspricht. Auch Gentz ward durch das Leben in rauher Weise aus seinen Jugendträumen geweckt. Das Verhältniß zu Elisabeth schien an Innigkeit zu gewinnen, da er sich mit ihrer Cousine Cölestine Schwinck verlobte. Aber die Familie der Braut wollte von einer Verbindung mit Gentz nichts hören, die Verlobung ging zurück, und der romantische Blüthenschimmer entwich, der bisher die Jugend von Gentz verschönt hatte. An und für sich war diese Natur dazu angethan, Hingebung

an das Gefühl bei Andern als Schwäche zu belächeln, und wenn er ihr selbst verfiel, sich selbst mit Spott nicht zu verschonen. So folgte auf den ersten Rausch der Romantik eine um so gründlichere Ernüchterung. Gentz kehrte von Königsberg nach Berlin zurück; er erhielt im Jahre 1786 eine Anstellung bei dem Königlichen General-Direktorium als Geheimer Sekretair, und stieg, da er sich durch Fleiß und Umsicht in den Geschäften auszeichnete, allmälig zum Kriegsrath empor. Er heirathete, um sich bürgerlich noch mehr zu befestigen, eine Tochter des Finanzraths Gilly; aber weder die neugewonnene Stellung noch das häusliche Leben vermochten ihm Befriedigung zu gewähren. Um die innere Leere auszufüllen, stürzte er sich in einen Strudel von Vergnügungen, wozu die Hauptstadt reichliche Gelegenheit bot. Man braucht nur an den damaligen Hof, an die Wöllner und Bischofswerder zurückzudenken, an jenes widerliche Gemisch entnervter Sünder und frömmelnder Betschwestern, die sich um den alternden König Friedrich Wilhelm II. drängten. Es war, wie Mirabeau gesagt hat, „die Fäulniß vor der Reife gekommen.“ Man lebte dem Augenblick und Allem, was den Augenblick erheitern kann, Genuß und Witz hatten allein das Recht zu gelten.

Aus diesem entnervenden Sinnesschlaf rüttelte der Ernst welthistorischer Ereignisse, rüttelte die französische Revolution unsanft genug empor. Und wohl begreift man, wie die Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, in heiterer Aufklärung erwachsen, mit Lebenslust und Esprit gesättigt, vor den Orgien der Jakobiner zurückschrecken mußte. Der Gemüthlichkeit des Lebemannes graute vor dem unerbittlichen Gericht, welches die Nemesis in Frankreich an den schuldlosen Enkeln eines schuldbeladenen Geschlechts vollzog.

Auch Gentz erwachte aus dem Verkehr mit Spielern und Weibern, in dem er zu versinken drohte; die politische Spannung schien jede Faser seines Wesens zu ergreifen und jede andere Leidenschaft zu ersticken. „Die armseligen Uebel des physischen Lebens,“ schrieb er da-

mals, „und so Manches, worüber man in der Kindheit der Erfahrung seufzt und verzweifelt, muß mit Hitze und Kälte in eine Klasse geworfen werden und die selbständige Kraft keinen Augenblick in der Fülle ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit stören.“

Lange konnte es nicht verborgen bleiben, auf welcher Seite Gentz in dem großen Kampf der Zeit Partei nahm. Es mußte sich offenbaren, daß ihn sein ängstlich weicher, fast weiblicher Sinn zu einem Anhänger des Bestehenden machen, und dazu führen werde, sein Talent und seine Feder der Ueberlieferung, den Mächten des Thrones und des Altars zu leihen. Dennoch blieb auch er nicht frei von den ersten Täuschungen des Freiheitsenthusiasmus; auch ihn fesselten die ersten Schwingungen der großen politischen Bewegung. „Das Scheitern dieser Revolution,“ schrieb er an den Philosophen Garve, „würde ich für einen der härtesten Unfälle halten, die je das menschliche Geschlecht betroffen haben. Sie ist der erste praktische Triumph der Philosophie, das erste Beispiel einer Regierungsform, die auf Prinzipien und ein zusammenhängendes System gegründet wird. Sie ist die Hoffnung und der Trost für so viele alte Uebel, unter denen die Menschheit seufzt. Sollte diese Revolution zurückgehen, so würden alle diese Uebel unheilbarer. Ich stelle mir so recht lebendig vor, wie allenthalben das Stillschweigen der Verzweiflung, der Vernunft zum Trotz eingestehen würde, daß die Menschen nur als Sklaven glücklich sein können, und wie alle großen und kleinen Tyrannen dieses furchtbare Geständniß nutzen würden, um sich für den Schrecken zu rächen, den ihnen das Erwachen der französischen Nation eingejagt hat.“ 5)

Auch sein Aufsatz „über den Ursprung und die obersten Prinzipien des Rechts“ 6) athmet noch völlige Sympathie mit dem Westen. Er vertheidigte die Idee der Menschenrechte. Gerade in solchen Momenten,

5) Brief vom 5. Dezember 1790. Briefe an Garve, herausgegeben von Schönborn. Breslau 1857.

6) April 1791. Biester-Gedicke'sche Monatsschrift.

wo bei Gelegenheit allgemeiner Revolutionen eine gänzliche Wiedergeburt der Staaten versucht werde, gerade jetzt sei es Zeit, das ganze System der menschlichen Befugnisse zu durchdenken, „die alten Grundsteine, die das ehrwürdige Gebäude freier Menschenverbindungen tragen müssen, aus allen den Steinmassen, die die Sorglosigkeit und der Luxus so vieler Jahrhunderte darüber thürmte, aus so manchen Ruinen, die Barbarei oder Tyrannenmacht darauf wälzte, hervorzugraben."

In solchen Ergüssen kennzeichnet sich noch recht deutlich der Enthusiasmus, den das magische Wort der Freiheit in jedem jugendlichen Herzen entzündet. Wie vertraute Briefe aus späterer Zeit beweisen, war er damals völlig von dem, was er sagte, durchdrungen. Und warum hätte er sich verstellen sollen? Er hatte schon als Schriftsteller ein naheliegendes Interesse daran, daß das Wort frei sei, und so weit sich die neue Freiheit mit dem Anspruch auf Selbstständigkeit, mit dem Bedürfniß der höchsten Prüfung verband, durfte er sie gern gelten lassen. Auch in seinem Inneren stritten sich alte und neue Zeit. Während aber die Meisten nie über das verworrene Schwanken zwischen den Neuerungen der jüngsten revolutionairen Vergangenheit und den Rückstrebungen nach veralteten Staatsformen hinauskamen, gewann er rasch genug festen Boden und Klarheit über sich selbst in dem großen Kampf, der die Welt bewegte. Sobald er einmal erkannt hatte, daß die französische Revolution nicht die Darstellung der Freiheit sei, die er als Ziel betrachtete, ward er sich für's Leben seiner Parteirichtung deutlich bewußt. Er machte im Stillen ganz dieselbe Entwickelung durch, wie Tausende, die nur die Kraft und die Sicherheit nicht besaßen, um entschlossen mit dem eigenen früheren Ideal zu brechen. Wo aber Andere vergebens nach einem Uebergange suchten oder aus beschränkter Konsequenz im Irrthum verblieben, wußte er mit genialer Nüchternheit zu wählen.

Muß es doch gegenwärtig den ruhigen historischen Betrachter befremden, daß in einer Zeit, wo politisches Denken bei den Deutschen noch in der Wiege lag, die bedeutendsten Männer der Nation, die Kory-

phäen der Literatur, die Schiller, Klopstock, Fichte in das Pathos der französischen Freiheitsapostel eifrigst einstimmten und den leuchtenden Völkerfrühling des Westens mit unschuldiger Urtheilslosigkeit begrüßten. Selbst ein Johannes v. Müller nannte den 14. Juli zu Paris den schönsten Tag seit dem Untergange der römischen Weltherrschaft: — „Um wenige Burgen reicher Barone, um die Köpfe weniger meist schuldiger Großen ist diese Freiheit wohlfeil erkauft." Rasch aber verstummte der Dithyrambus, als die Revolution ihr wahres furchtbares Gesicht zeigte, als sie anfing, die Guillotine zur Interpretation ihres politischen Heilsevangeliums in Thätigkeit zu setzen und ihre völkerbeglückende Mission unter Strömen von Blut einzuweihen. Der wirkliche Verlauf der Revolution erschien nun als eine Profanation der Ideen, von denen sie ausgegangen war. Was man Anfangs bewundert, zeigte sich nun so ungewöhnlich, ja entsetzlich, daß die Meisten sich in dem Konflikt zwischen politischen Neigungen und moralischen Empfindungen nicht zu helfen wußten.

Johannes v. Müller war schon wenige Wochen nach jener ersten rhetorischen Entzückung so vollkommen ernüchtert, daß er die Parallele mit der englischen Revolution verwarf und erklärte: „damals habe Verstand präsidirt, jetzt herrschten Witz, Systeme und Phraseologie." Er jammerte darüber, daß in Frankreich „die Eigenthumsrechte und die Justiz sogar verletzt wurden." 7)

Gentz aber war ein viel zu klarer, kritischer Kopf, um lange zwischen den Parteien unsicher hin- und herzuschwanken. Die Exzesse der französischen Freiheit hatten ihn an der Freiheit selbst irre gemacht, sie machten ihn zum entschiedensten Gegner einer Sache, die sich in so greller Weise profanirte.

Wie er in seinen privaten Königsberger Beziehungen gethan hatte, so handelte er nun im politischen Leben; er kaufte sich von einem alten

7) Brief vom 14. Septbr. 1789.

Irrthum los, indem er ihn um so erbitterter angriff und bekämpfte. Im Jahre 1792, als der Kreuzzug der Legitimität wider die Revolution begann und der Herzog von Braunschweig mit der Drohung: er wolle in Paris keinen Stein auf dem andern lassen, nach der Champagne rückte, da trat auch Gentz als publicistischer Plänkler im Rücken der verbündeten Heere auf. Er übersetzte und überarbeitete Burke's „Betrachtungen über die französische Revolution", [8]) worin Burke, der Vertheidiger der Rechte Nordamerika's, der Führer der Whigs im Parlamente, seine Landsleute im Namen der wahren Freiheit beschwor, der falschen französischen Freiheit die Thore zu verschließen. — Mochte seine Stimme inmitten der Revolutionsschwärmerei seiner Zeitgenossen auch einsam verhallen, wie die des Predigers in der Wüste, fortan bekannte Gentz sich auf das Entschiedenste als einen Vertreter der alten Zeit. Der Kampf gegen die Uebermacht der öffentlichen Meinung, gegen die „Thorheit, welche in Horden geht," ward nun seine Lebensaufgabe; sein Stolz und seine moralische That, mit welcher er gleichsam für die laxe Praxis seines sonstigen sittlichen Lebens Indulgenz zu erkaufen suchte. [9]) Die Neuerungssucht erschien ihm als das Resultat einer einseitigen, ausschweifenden Verstandeskultur. Statt in der französischen Revolution die naturgemäße Entwickelung eines, Jahrhunderte hindurch dauernden Auflösungsprozesses zu erkennen, sah er sie nur als eine Folge der Aufklärung an. Er führte aus, daß das Uebermaß der Aufklärung und der Mangel an entsprechender sittlicher Bildung die Gesellschaft in die gegenwärtige Anarchie gestürzt haben. Er zog selbst gegen seinen Lehrer Kant zu Felde und lehnte die Folgerungen ab, welche Kant aus den drei Prinzipien der Freiheit, der Gleichheit, der Selbständigkeit der einzelnen Glieder der menschlichen Gesellschaft gezogen

8) Betrachtungen über die französische Revolution. Nach dem Englischen des Herrn Burke neu bearbeitet. Mit einer Einleitung, Anmerkungen, politischen Abhandlungen und einem kritischen Verzeichniß der in England über diese Revolution erschienenen Schriften. Berlin 1793.

9) Haym, Artikel Gentz in Ersch und Gruber. I. Sektion 57. Theil. S. 330.

hatte.[10]) Er unterschied zwischen den Kant'schen Menschenrechten und denjenigen, „wovon die großsprecherischen Gesetzgeber Frankreichs, welche die leidende Menschheit mit einem Traum von Gesundheit äfften, um sie gleich darauf verdoppeltem Elend zu überantworten, so manche hochtönende und nichtssagende Deklaration aufgestellt hätten." Auf das abstrakte Geschwätz von Menschenrechten, von bürgerlicher und politischer Freiheit sah er jetzt mit einer Verachtung herab, wie sie manchem heutigen Diplomaten anstehen würde. Die Menschenrechte schienen ihm nur „als elementare Vorstudien" von Bedeutung für den praktischen Staatsmann zu sein. Die Theorie dieser Rechte war ihm für die Staatskunst nur eben das, was die mathematische Theorie der Geschütze für den Bombenwurf ist. Sie war ihm das Fundament aller Praxis, aber um die Gesetze des Widerstands und der Reibung zu entdecken, galt es ihm, in der moralischen, wie in der physischen Welt eine neue Theorie aus der Erfahrung zu schöpfen. So bildete sich in Gentz schon damals die reaktionaire Anschauung heraus, welche nicht das Volk, sondern die Regierung als den Hauptfaktor im Staatsleben ansieht. Die Mitwirkung des Volkes zum Zustandekommen der Gesetze stellte er als bloße Form, als ein zufälliges und wohl entbehrliches Mittel zum Zwecke hin, und die Freiheit schrumpfte bei ihm lediglich zu einem frischen, freudigen Gehorsam, zu einer gloria obsequii zusammen.

Nur mühsam hielt er seinen Unwillen über den Dilettantismus der liberalen Politiker zurück, welche den französischen Schreckensdespotismus verherrlichten. An seine Uebersetzung der Schriften von Mallet du Pan und von Mounier über die französische Revolution knüpfte er den heftigsten Protest gegen jene „Pöbeltyrannei, durch welche die Blüthen der Kultur in Barbarei verwandelt zu werden drohen." [11])

10) „Nachtrag zu dem Räsonnement des Herrn Professor Kant über das Verhältniß zwischen Theorie und Praxis." Berliner Monatsschrift 1793 S. 518.

11) Vorwort zu der Uebersetzung des Buches von Mallet du Pan „Ueber die französische Revolution und die Ursachen ihrer Dauer." Berl. 1794.

Er sprach in seinem Aufsatz „über die Grundprinzipien der jetzigen französischen Verfassung nach Robespierre's und St. Just's Darstellung derselben," seinen tiefsten Abscheu „gegen die neueste Gestalt der politischen Büberei" aus. [12])

Die Aufregung machte jedoch gemäßigteren Gefühlen Platz, als die Schreckensherrschaft in Frankreich ein Ende nahm. Auch Gentz begann sich zu sammeln, eine mildere Stimmung gewann die Oberhand.

Die deutsche Literatur flüchtete damals aus dem Drang der Tagesbegebenheiten in's Innere des Herzens:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume
Und das Schöne lebt nur im Gesang."

Aus dem verworrenen politischen Treiben tauchte die Sehnsucht nach den Gütern der Antike von Neuem empor, Männer wie Goethe, Schiller, Wilhelm v. Humboldt waren es, die den Standpunkt des ästhetischen Kosmopolitismus vertraten; vor Allem darauf bedacht, sich selbst harmonisch auszubilden und die Geschicke des Lebens wie ein Aeußeres mit heiterer Resignation zu tragen. Auch Gentz vermochte sich dem ästhetischen Hauch, der von Weimar herwehte, nicht zu entziehen, obwohl sein praktischer, staatsmännischer Sinn sich nie dazu hergegeben haben würde, die Politik der Kunst unterzuordnen und einem abstrakten, verschwommenen Kosmopolitismus zu huldigen. Wohl aber träumte er von einer Verbindung der Politik mit der Aesthetik.

In diesem Sinne ward der Umgang und der freundschaftliche Verkehr mit Wilhelm v. Humboldt bedeutungsvoll für seine innere Entwickelung. Er bezeichnete Humboldt als einen eben so witzigen wie tiefsinnigen Kopf, als einen furchtbaren Dialektiker, er nannte

12) Berliner Monatschr. 1794. April und Mai.

ihn gewöhnlich den Wetzstein des Verstandes. „Wenn ich eine Materie so durchdacht habe, daß ich glaube, nun könnte mich wohl kein Einwurf mehr erschüttern, so erstaune ich zuweilen über seine Kunst, Einwürfe gleichsam zu erschaffen.“ In späteren Jahren hat er Humboldt einen „klugen, amüsanten und dämonischen Menschen“ genannt. „Sie haben mir meine Intimität mit Humboldt nie verzeihen können,“ schrieb er an Rahel, [13]) „sie mir als eine Art von crime contre nature vorgeworfen. Im Grunde hatten Sie vermuthlich Recht, aber der Reiz, mich ewig an einem Sophisten von solcher Ueberlegenheit, daß ich, ihn einmal besiegt, keinen andern mehr fürchten durfte, zu reiben, und der Triumph, selbst dieser eiskalten Seele ein wirkliches Attachement für mich eingeflößt zu haben, — diese Lockungen waren für meine Eitelkeit zu stark.“

In der That war zwischen den beiden, später durch Geschick und Menschen so weit von einander geschiedenen Freunden manches Gemeinsame. Hier wie dort ein kalter, kritischer Kopf bei einem warmen, glühenden Herzen, eine sinnliche Reizbarkeit bei wunderbar feinem und zähen Verstande, Spott und Kritik auf den Lippen, dabei aber tiefe Innerlichkeit der Empfindung, die sich bis zur Gefühlsschwelgerei steigern kann. Derselbe Humboldt, der, als er in der Seine beim Baden im Begriff war zu ertrinken, seinem Freunde Stieglitz zurief: „Stieglitz, ich ertrinke, aber es thut weiter nichts!“ er hat auch die innigen, gemüthstiefen Briefe „an eine Freundin“ geschrieben. Unter einer spröden, ironischen Außenseite schlummerte eine weiche, fast weibliche Empfänglichkeit der Seele; es begreift sich, daß Gentz instinktmäßig eine kongeniale Natur in ihm erkannte und sich lebhaft zu ihm hingezogen fühlte.

Der Verkehr mit Humboldt ward ihm eine Quelle mannichfacher Anregung und reichen, geistigen Genusses. Oftmals hat er nach wild

13) Brief vom 21. Sept. 1810.

durchlebtem Tage mit dem Freunde in nächtlichen Gesprächen den höchsten Problemen des Lebens nachgesonnen und einem echt geistigen Epikuräismus gehuldigt.

Von Humboldt und Schiller angeregt, gründete er eine eigene ästhetisch-politische Monatsschrift.[14]) Der rauhe, heftige Ton der Polemik war verschwunden, das glättende Oel ästhetischer Bildung und Urbanität schwamm oben. Die Darstellung gewann einen ruhigeren Fluß, Gentz schien schon mit dem Motto: Iliacos intra muros peccatur et extra[15]) eine unparteiische Haltung andeuten und auch entgegengesetzte Meinungen ritterlich würdigen zu wollen.

Der ästhetische Einfluß war sogar nahe daran, den konservativen Staatsmann mit seinem eigenen Programm in Widerspruch zu setzen; er entlockte ihm das Geständniß: daß die Geschichte ein Fortschritt in der Erziehung des Menschengeschlechts sein müsse, daß die unendliche Perfektibilität mit nichten ein metaphysisches Hirngespinnst sei. So durfte er sich in seinem Aufsatz über „den Einfluß der Entdeckung Amerika's auf den Wohlstand und die Kultur des menschlichen Geschlechts" zu einer unbefangenen Anerkennung der republikanischen Institutionen Amerika's erheben. Dort im Westen sah er den Trost aller Unglücklichen und verfolgten Europamüden, die Hoffnung des zagenden Menschenfreundes, vielleicht einst die Pflanzschule der Weisheit und Kraft für unseren alternden Erdtheil. Mit dem getragenen Pathos einer Schiller'schen Beredtsamkeit protestirte er gegen jede absichtliche Hemmung des Fortschrittes, vor Allem gegen den auf der Presse lastenden Druck, und pries „die überschwängliche Kraft des ruhigen Widerstandes, mit welcher sich die Menschheit gegen alle diese eitlen

---

14) Neue deutsche Monatsschrift. Berlin 1795.

15) Welches er auch später auf die große europäische Politik anwandte: L'histoire de l'Europe continue à être renfermé dans ce vers qui était déjà le tableau des événements politiques il y a deux mille ans: Iliacos intra muros peccatur et extra. Brief an Kobentzl vom 11. August 1803. Hs.

Unternehmungen gerüstet hat.“ Gentz stand noch unter dem Einfluß dieser ästhetischen Richtung, als er im Oktoberheft seiner Monatsschrift das Ideal des modernen Staates aufstellte. [16]) Mit glänzender, wahrhaft inspirirter Einsicht konstruirte er den Staat, wie er sein soll, um den Bedürfnissen des heutigen Lebens zu entsprechen, wies er nach, daß die Aufgabe der wahren Staatsverfassung darin bestehe: „Theilung der Macht mit Einheit der Macht zu verbinden.“

Allerdings stehen wir hier vor einem Problem, vor einer Antinomie, die gelöst werden muß. Gentz' scharfer und bündiger Schluß ging dahin, daß man die Lösung des Problems nur durch eine Kombination erzielen könne, in welcher die „wechselseitige Beschränkung“ der Machthaber zugleich die Abhängigkeit und die Unabhängigkeit, zugleich den Widerstand und die Harmonie, die Einheit und die Theilung verbürge. Die gesetzgebende Macht und die Regierung müssen in einem Verhältniß politischer Wechselwirkung zu einander stehen. Sie müssen wechselseitig von einander unabhängig und abhängig sein; sich beschränken, indem sie doch der gegenseitigen Freiheit keinen Eintrag thun. Neben einer monarchisch konzentrirten Regierung erscheint eine gesetzgebende Macht, die zu gewissen Zeiten ipso jure thätig werden kann, der die Ministeranklage, die Abgabenfreirung, die Mitwirkung bei Krieg und Frieden, und das Mitsprechen zusteht, wo es sich um Ausdehnung oder Einschränkung der bewaffneten Macht handelt. So trifft das ästhetische Ideal, das Gentz in der Theorie konstruirt hatte, in der Wirklichkeit mit einem Staatswesen zusammen, dem seine Vorliebe von jeher zugewandt war, mit dem englischen, und auf den Bahnen von Kant und Fichte war Gentz zu demselben Ziel gelangt, das Montesquieu einst als das einzig wünschenswerthe bezeichnet hatte.

Freilich war die Wirklichkeit in der eigenen Heimath weit entfernt

16) „Darstellung und Vergleichung einiger politischer Constitutionssysteme.“ Oktober 1795.

davon, dem von Gentz aufgestellten Ideal zu entsprechen. Wie scharf er selbst die Schäden, an denen der preußische Staat krankte, erkannt hatte, und wie glühend er eine Reform von Oben wünschte, ehe es zu spät ward, zeigte er, als Friedrich Wilhelm II. am 16. November 1797 gestorben war und der Thronwechsel alle Gemüther in athemloser Spannung hielt.

Mit einem Freimuth, welcher in dem auf strenge Unterordnung gebauten Staat Friedrich's II. höchlich überraschen mußte, richtete Gentz, der einfache königlich preußische Kriegsrath, ein Sendschreiben an den König Friedrich Wilhelm III., um ihm, dem „gemeinschaftlichen Vater", die Erwartung eines vernünftigen Regierungssystems, die Hoffnung auf Abstellung zahlloser Mißstände auszusprechen. In Marquis Posa Stellung verlangte er Freiheit des Gedankens und der Presse, freilich nicht ohne Beimischung loyaler Schmeicheleien und unterthäniger Höflichkeiten, die den ungewöhnlich kecken Schritt rechtfertigen konnten. „Von Allem, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der G e d a n k e des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht blos schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch unmittelbar, weil er das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier nicht die Rede mehr sein. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer deklamiren.

Mit der F r e i h e i t d e r P r e s s e verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkt betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung den Rechten des Bürgers werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitionstribunal wacht, so ist es in unseren Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die

Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art nicht wirken, so können sie doch erbittern, und das ist eben das Verderbliche, daß sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade Diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern sogar rühmlich wird. — Tausend bösartige Insekten, die ein Sonnenstrahl der Wahrheit und das Genie verscheucht hätte, schleichen sich, begünstigt von der Finsterniß, die man geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volks und setzen ihr Gift — als wäre es eine verbotene Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der besseren Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblickten, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Prinzip Ihrer Regierung." [17])

Der Erfolg dieser etwas theatralischen Apostrophe entsprach den Erwartungen nicht, die Gentz' Ehrgeiz daran geknüpft haben mochte. Man schüttelte bedenklich den Kopf über die Kühnheit, ja die Unschicklichkeit eines Unterthans, der sich ohne Weiteres seinem Monarchen zum Rathgeber aufwarf. Das war in dem streng geschulten Preußen unerhört! Wunderte sich doch selbst ein Nicht-Preuße, Goethe, über die „liberalste Zudringlichkeit", seinem König Preßfreiheit „abtrutzen"

---

17) Sendschreiben an Seine königliche Majestät Friedrich Wilhelm III. bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht am 16. Nov. 1797. Berl. 1797. Neu aufgelegt mit einem Vorwort über „Sonst und Jetzt", welches Gentz sehr aufbrachte und schmerzte, Brüssel (vielmehr Leipzig) 1820.

zu wollen. Andere wollten tiefer blicken und witterten geheimnißvoll heraus, daß Gentz nur als Organ der durch den Thronwechsel verdrängten Günstlingskoterie, der Friedenspartei gehandelt habe, indem er den König von den auswärtigen Angelegenheiten auf den Weg innerer Reformen wies.

Der König fand das Sendschreiben des preußischen Marquis Posa auf seinem Nachttisch und der Kabinetsrath Mencken nahm die Gelegenheit wahr, den Rathgeber und den Rath angelegentlich zu empfehlen. Allein Friedrich Wilhelm's nüchterner, bedächtiger Sinn ward durch das Revolutionaire dieses Schrittes abgestoßen. Das Treiben der geistreichen Berliner Epikuräer, ihre geniale Liederlichkeit und ihr ätzender Witz waren ihm überhaupt höchlich zuwider. Daß ein Vertreter dieser geistesüppigen Berliner Gesellschaft jede Schranke der Subordination übersprang und sich ungebeten als königlicher Mentor gerirte, konnte demselben keineswegs zur Empfehlung gereichen. Der König ignorirte den unbescheidenen Rath und Gentz sah sich auf herbe Weise in die Grenzen des beschränkten Unterthanenverstandes zurückgewiesen. Von diesem Augenblick an war es, als ob er sich angespornt fühle, das Revolutionaire seines Schrittes in Vergessenheit zu bringen. Zeigte er sich doch später geneigt, in den unbedingten Tadel über seine Kühnheit einzustimmen, und stellte sich, da ihn Varnhagen um das Sendschreiben ersuchte, als entsinne er sich desselben nicht mehr; wie man Unliebsames gern in der Vergangenheit begräbt. Nur der starrste Prinzipien-Rigorismus aber wird Gentz dafür verantwortlich machen, daß er dem Glaubens-Bekenntniß des Sendschreibens nicht stetig treu geblieben ist. Wandelungen treten im Lebenslauf eines jeden Politikers mit derselben Nothwendigkeit ein, wie das politische Leben im ewigen Fluß begriffen ist, und sie werden um so häufiger eintreten, je lebhafter Geist und Einbildungskraft sich den Ereignissen anbequemen. „L'homme absurde seul", sagt Guizot, „ne change pas." So erklärt sich die Richtung, welche das von Gentz im Jahre 1799 gegründete „historische Journal"

vertrat. In einem Schreiben an den österreichischen Minister Thugut, das als der erste Fühler angesehen werden darf, den Gentz nach Oesterreich ausstreckte, dankte er für die Erlaubniß zum Eingang des Journals in die österreichischen Länder und versicherte: Unerschütterlich in den geheiligten Grundsätzen, welche das wankende Fundament der bürgerlichen Ordnung aufrecht halten, werde ich nie meine Feder durch eine Zeile beflecken, die mich E. Ex. hohen Protektion unwürdig machen könnte. Und dürfte ich gar den schmeichelhaften, den stolzen Gedanken nähren, daß der erste Staatsmann von Europa, daß der große Geist, dessen Weisheit und Festigkeit ich längst und oft im Stillen gehuldigt habe, in einer Stunde der Ruhe zuweilen einen Blick des Beifalls auf meine unvollkommenen Produkte werfen möchte, so hätte ich eine Belohnung erreicht, die mich auf jede andere Verzicht leisten und das Urtheil der übrigen Welt vergessen und verachten lehren würde. [18])

Wenn diese Huldigungen an die Adresse des österreichischen Ministers einen reellen Zweck verfolgten, so hatte Gentz richtig gerechnet. Noch vor Ablauf des Jahres durfte er sich für ein gnädiges kaiserlich königliches Geschenk unterthänigst bedanken [19]). Aber auch außerhalb Deutschlands begann er seinen wachsenden literarischen Ruf zu verwerthen. Das historische Journal verfocht den Grundgedanken, die Sympathien für die französische Revolution auszurotten, dagegen von der Staatstüchtigkeit der Engländer eine lebendige Vorstellung zu erwecken und die Gunst der Meinung von Frankreich nach England hinüberzuleiten.

An und für sich würde eine solche anglisirende Richtung schwerlich anzufechten sein, zumal wenn sie aus unbefangener Würdigung der englischen Gemeindeverhältnisse entsprang und dem sittlichen Begriff des Selfgovernment, als der sich selbst bändigenden Entfesselung individuellen Lebens gerecht ward. Aus den Schriften von Gentz sprach aber

18) Schreiben an Thugut vom 4. März 1799. Hs. Kais. Kgl. Staatsarchiv.
19) Nov. 1799. Hs.

nur der Apologet und der Lobredner des englischen Ministeriums, nicht der Bewunderer der englischen Freiheit.

Was man sich in Berlin heimlich zuzuflüstern begann, ward im Sommer des Jahres 1800 eine Wahrheit. Gentz erhielt Rimessen aus England, im Juni 1800 500 Pfd. Sterl., gegen Ende des Jahres 100 Pfd. Sterl.; er trat mit Lord Karysfort in förmliche Unterhandlung und ward nun der bezahlte Lobredner der englischen Politik.

Schwer genug hat man ihm solche Käuflichkeit verdacht. Aber gerade bei der sittlichen Würdigung dieses viel verworfenen Mannes, des Mannes „mit dem vertrockneten Gehirn und dem verfaulten Herzen," wie ihn Stein betitelt hat, ist es die erste Pflicht, eine ruhige, parteilose Haltung zu beobachten. Darüber, daß er für Geld gegen Frankreich wie gegen den Liberalismus geschrieben hat, darüber hat er uns selbst in seinen Tagebüchern auf die naivste Weise belehrt. Darin liegt jedoch kein Grund, anzunehmen, daß er im Herzen franzosenfreundlich oder liberal gesinnt gewesen und sich mit Bewußtsein an den Meistbietenden verkauft habe. Nicht in der Gewinnung anderer Ansichten, sondern in der Vertheidigung einer Politik, welche die eigene bessere Ueberzeugung verwirft, liegt ein sittlicher Makel. „Man beschuldigte ihn nicht ohne Grund der Bestechlichkeit", erzählt der russische Reichskanzler Graf Nesselrode, „übrigens nahm er nur von denen Geschenke an, welche Anhänger desselben politischen Systems waren." [20]) Mag man ihn daher tadeln, daß er eine früher gehegte richtigere Staatsweisheit gegen eine falsche vertauscht hat; „eine feile Bedientenseele", ein bewußter Lügner war er nicht.

Seine finanziellen und häuslichen Verhältnisse waren keineswegs der Art, daß sie ihn fremde Unterstützung hätten verschmähen lassen. Der Frieden seiner Ehe war untergraben. Er verkehrte mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen, er umschmeichelte kluge Freundinnen,

20) Selbstbiographie des russischen Reichskanzlers Grafen Nesselrode. Deutsch von Klevesahl. Berl. 1866. S. 12.

wie Henriette Herz oder Rahel, und ließ sich von ihnen Weihrauch streuen; durch den geistvollen Epikuräer Gualtieri ward er der Königin vorgestellt und in die glänzendsten Zirkel eingeführt; die Salons der Minister und die Hotels der auswärtigen Gesandten öffneten sich ihm. „Ich begann", rühmt er von sich, „à figurer sur la scène du monde; die hohe Gesellschaft ward un des principaux objets de mes occupations, de mes études et de mes puissances." Aber mit den Ansprüchen, welche der Verkehr in den höchsten Schichten der Gesellschaft entstehen ließ, stand das ruhige, häusliche Leben in eben so schreiendem Widerspruch wie die glatte dehnbare Moral der Salons und der Diplomatie mit den beschränkten Begriffen der bürgerlichen Sitte und Ehrbarkeit.

Was mochten die Gefühle seiner Gattin sein, da ihr Mann die Nächte außer dem Hause zubrachte, sich Wochen lang auf Reisen herumtrieb und dann, wenn er zurückkam, seinen Verdruß über die im Spiel verlorenen Summen und die leichtsinnig vergeudete Zeit an ihr ausließ! Als Beweis, wie sehr Alles, was zu den häuslichen Verhältnissen gehörte, trotz dieser „Dissipationen" auf ihn wirkte, notirte er im April 1801 in sein Tagebuch: „tiefe Rührung über den Tod eines Hundes", und an anderer Stelle: „ein halbes, zwar artiges, doch wüstes Leben mit der Frau."

Um sich aus den äußersten „Geldderangements" zu helfen, griff er zu jedem Auskunftsmittel der Noth; am 2. November 1801 versetzte er ein Manuscript, das er erst 1821 wieder einlöste, gegen 70 Louisd'or. „Abends, so fährt das Tagebuch fort, „waren diese 70 Louisd'or bei D. Faril verspielt." [21])

Mitten unter all' diesen Rasereien entschloß er sich, eine Reise nach

21) Nach Haym (Art. Gentz, Ersch und Gruber S. 345 ff.) müßte man annehmen, dieser leichtsinnige Streich sei nach der Reise von Weimar erfolgt. Aber die 1861 von Varnhagen veröffentlichten und auch von Joseph Gentz in ihrer Echtheit nicht angezweifelten Tagebücher setzen den obigen Zeitpunkt fest.

Weimar zu unternehmen und den großen Geistern seine Huldigung abzustatten, die eine Revolution auf dem Gebiet der deutschen Dichtung vollzogen hatten.

Er fand bei den literarischen Heroen Weimar's den freundschaftlichsten Empfang, auch der August des deutschen Parnasses, der Großherzog Karl August, nahm ihn zuvorkommend auf; wie aber einmal die Natur von Gentz beschaffen war, konzentrirte sich bald all sein Sinnen und Trachten auf den Verkehr mit einem reizenden, weiblichen Wesen, mit dem Hoffräulein Amalie Imhoff.

Eine Abendgesellschaft bei Goethe, wo er Wieland, Schiller, Herder vereinigt findet, erscheint ihm „steif und fast einfältig;" sie dient ihm nur dazu, „negative Vortheile zu gewinnen." Dagegen staunt er über alle Geisteskräfte, die ihm in der Unterhaltung mit der Dichterin der Schwestern von Lesbos, mit diesem wunderbaren Mädchen aufblühen. In der Kirche, wo das Requiem von Mozart aufgeführt wird, das ihn nur „médiocrement amüsirt" hat, kann er es vor Ungeduld nicht aushalten, bis er Fräulein Imhoff besuchen darf. „Ich brachte den Morgen," schreibt er Freitag den 27. November, „bei Fräulein Imhoff zu; es war ein merkwürdiger Morgen, Stunden, an die ich bis zum Tode gedenken werde. Niemals habe ich eine ähnliche Sensation erfahren, wie die, welche mich an diesem Morgen bezauberte, es schien mir fast, als ob ich den Moment einer großen, inneren Revolution herannahen sähe."

Der Abschied von Weimar fiel ihm schwer genug. Am 2. Dezember sandte er einen Brief an Fräulein Imhoff, um ihr Lebewohl zu sagen, „der das Gepräge einer tief erschütterten Seele trug."

„So endet," schrieb er auf der Rückreise in Treuenbrietzen, „was im Menschenleben das Schönste ist. Aber der Eindruck der Reise nach Weimar wird hoffentlich ewig dauern. Amen! Amen!"

Doch diese seraphischen Klänge eines verhimmelnden Gefühlslebens wurden durch die Dissonanz der Berliner Wirklichkeit grell unter-

brochen. Sein Tagebuch berichtet mit einer verzweifelnden Offenheit: „Effekt der Vorsätze von Weimar. — Am 23. Dezember verlor ich Alles, was ich hatte, im Hazardspiel, so daß ich den ganzen folgenden Tag herumlaufen mußte, um nur einige Thaler zu Weihnachtsgeschenken aufzubringen."

Obwohl er noch sechs bis acht Bogen lange Briefe an Amalie Imhoff abfaßte, hielt die Wirkung der idealen Weimarer Vorsätze so wenig Stand, daß er seine Zeit mit Offizieren vergeudete, neue Liaisons anknüpfte und nur dem Genuß lebte. Bald entbrannte er in rasender Leidenschaft für die Schauspielerin Christel Eigensatz. Es gelang ihm, einen Nebenbuhler, Zinnow, unschädlich zu machen und zu veranlassen, daß er sich anderweitig verliebte. „Nun bin ich oben drauf bei Christel," jubelt das Tagebuch. „Maintenant c'est le délire complet! Dabei die größte Intimität mit Zinnow. Wir fressen und saufen in der Stadt Paris, fahren wie toll im Whisky durch die Promenaden, spielen Tarok rc."

Die Kehrseite dieses wüsten Schauspiels ist die totale Zerrüttung seines Vermögens und seines ehelichen Lebens.

Als er am 21. Februar 1802 des Morgens zwei Uhr nach Hause kam, fand er einen Brief von seiner Frau vor — qui a décidé du sort de ma vie. Sie erklärte ihm, sie werde auf Scheidung antragen. Gentz willigte ein. Am Abend desselben Tages war diplomatischer Ball bei Pourtalès und Gentz suchte beim Trente et quarante alle häuslichen Sorgen zu vergessen.

Freilich gelang es ihm nicht, jede innere Regung zu übertäuben, und selbst die Tagesbücher, die sonst nur bodenlosen Leichtsinn athmen, verrathen uns, daß er Dornen in seinem Busen trug. Wenn er von durchschwärmter Nacht nach Hause kam und Alles öde und einsam fand, packte ihn die Angst der Verzweiflung. En rentrant chez moi la solitude que je trouvais dans la maison,

tout ce que je savais, tout ce que je sentais, m'a jetté dans les transes du désespoir.

So keck er in die Welt hineinlebte, als ob nichts vorgefallen sei, insgeheim schlug ihn das Bewußtsein seines Leichtsinnes. Sein Vater machte ihm Vorstellungen über die häuslichen Verhältnisse, die zur Scheidung geführt hatten. „Endlich Abends," schreibt er am 24. Mai 1802, „ein herzzerreißendes Gespräch mit meinem Vater, welches damit schließt, daß er, als wir uns verlassen, einen Anfall von Schwindel bekömmt (er fällt, ich mit ihm) und sich am Kopf verwundet."

„Und nach solchen Scenen konnte ich von Gott Verlassener noch den Abend mit Christel, Zinnow und Bohlen zubringen. Indessen söhne ich mich am folgenden Tage mit meinem Vater, der sich besser befindet, Mutter und Schwester aus. Und der redliche, alte Mann giebt mir noch Geld zur Reise!"

Es bedarf nicht erst des grellen Streiflichts, welches die Tagebücher auf jene dunkle Lebensperiode werfen, um zu erkennen, daß Gentz' soziale Stellung in Berlin unhaltbar geworden war. Selbst in den Kreisen, wo Liederlichkeit als ein Vorrecht des Genius galt, ward sein Auftreten gemißbilligt. Unter seinen liebsten Freundinnen, den geistreichen Jüdinnen, der Rahel und Henriette Herz, galt er als nicht bloß finanziell, sondern auch sittlich zerrüttet.

In diesen sozialen Verlegenheiten muß denn auch der Hauptgrund gefunden werden, weshalb er die Heimath Preußen verließ. Freilich hatte er schon früher Pläne geschmiedet, von Berlin fortzukommen und nach Breslau überzusiedeln; er hatte im April 1791 seine Stellung als unleidlich bezeichnet.

„Meine Lage in Berlin," schrieb er an Garve, „war und ist zum Theil noch immer so, daß ich für meine bessere Existenz, sogar aus Pflicht, eine Veränderung derselben auf alle Weise suchen mußte, und daß ich, so lange sie fortdauert, mich im höhern Sinne des Wortes ewig für einen Krüppel halten werde."

Allein nun kam noch hinzu, daß Gentz sich durch jenes kecke Sendschreiben gegen den Geist des Beamtenstaats versündigt und durch einen dergestalt mißlungenen Anlauf sein Fortkommen in Preußen nur behindert hatte. „Die beschränkte Sphäre von Dienstgeschäften," so motivirt er sein Entlassungsgesuch [22]) an den König, „die man mir angewiesen hatte und die weder meinem Bestreben nach Thätigkeit, noch den Gegenständen und der Richtung meiner Studien, noch selbst — ich darf es wohl sagen — den Ansprüchen, zu welchen mein Eifer für das Gute und meine Fähigkeiten mich berechtigten, angemessen war; die Disharmonie, die schon dieser einzige Umstand, verbunden mit der Ueberzeugung, daß ich nie eine günstigere Dienstlaufbahn zu erwarten hatte, in meiner ganzen bürgerlichen Existenz unterhielt; der Vorzug, den ich eben deshalb meinem Verhältniß als Schriftsteller, woraus ich nichts als Ruhm, Vortheil und Annehmlichkeiten aller Art schöpfte, nothwendig einräumen mußte, endlich selbst meine häuslichen Umstände: Alles fordert mich auf, einem Antrage Gehör zu geben, den meine Vernunft von allen Seiten billigt, so sehr sich auch von mehr als einer meine Wünsche und Neigungen dagegen auflehnen mögen."

Es liegt kein Grund vor, die Aufrichtigkeit dieser Erklärung zu bezweifeln, zumal Gentz selbst mit einer in öffentlichen Aktenstücken seltenen Freimüthigkeit dem preußischen Monarchen gegenüber das Elend seiner häuslichen Verhältnisse betonte. Der Antrag, auf den er anspielte, kam von österreichischer Seite. Gentz hatte in Berlin, wie seine Portefeuilles besagen, einen „innigeren Umgang" mit dem Grafen Stadion, dem kaiserlich-königlichen Gesandten am preußischen Hofe gepflogen. Stadion veranlaßte ihn im Juni 1802, gleich nach jener häuslichen Katastrophe, eine Reise nach Wien zu unternehmen und vermittelte seine Bekanntschaft mit den Kobentzl, Kolloredo, Faßbender und Metternich, die denn auch, da es galt, ein eminentes Talent zu

22) Entlassungsgesuch vom 26. Septbr. 1802. Dimissoriale vom 4. Oktbr. 1802.

gewinnen, eifrig bemüht waren, eine österreichische Anstellung auszuwirken. Faßbender bewog Gentz, ein Memoire einzureichen, worin er seine Dienste anbot. Eine Audienz beim Kaiser schien jedoch ohne Erfolg bleiben zu sollen. Kaiser Franz, der sein ganzes Leben hindurch eine Abneigung gegen Gentz empfand, die in seiner instinktiven Abneigung gegen alle Geniale wurzelte, bezeugte keine Lust, den norddeutschen Schöngeist in seine Dienste zu nehmen.

Schließlich aber siegten die Bemühungen der mächtigen Fürsprecher, die Gentz erworben. Kobentzl ließ ihn am 6. September zu sich bitten und meldete ihm, daß der Kaiser ihn in Anerkennung seiner seltenen Einsichten und Geschicklichkeit, „sowie seines rühmlichen Eifers für die Erhaltung der Regierungen, Sitten und Ordnung“ mit 4000 Gulden als Rath in seine Dienste nehme. „Fahren Sie fort,“ so hieß es in dem Bestallungsschreiben vom 10. September, „durch ihre dem Wohle unseres deutschen Vaterlandes gewidmeten Schriften den Dank der Zeitgenossen und der Nachwelt zu verdienen.“

III.

Gentz in Oesterreich.

So war denn Gentz der drückenden Fesseln ledig, die ihm die Pflichten zu dem heimathlichen Staat und zu dem bürgerlichen Leben auferlegten. Die Berufung nach Oesterreich ward der Freibrief für seinen Hang zum Lebensgenuß und zur sozialen Zerstreuung. Sobald er das kaiserliche Bestallungsschreiben einmal in seiner Tasche hatte, trieb er nach seinem eigenen Ausdruck eine Weile nichts als „Schnickschnack."

Nach Berlin mochte er nicht wieder zurückkehren, da ihm die Erinnerung an die Abschiedsscenen mit Frau und Familie wie ein Schreckgespenst vor der Seele stand. Er trieb sich also in Dresden mit der eleganten Welt, mit Metternich, Elliot und anderen vornehmen Leuten herum. Ohne sich durch den Wink Stadion's, daß er seine Stellung in Wien nicht mit Unregelmäßigkeiten beginnen möge, ohne sich durch die Misbilligung seines Chefs beirren zu lassen [23]), beschloß er auf Elliot's Vorschlag, eine Reise nach England zu unternehmen, zu welcher die Mittel in aller Eile von guten Freunden erspielt und erborgt wurden.

---

23) Je ne puis vous cacher Monsieur que Nous avons été étonné de la détermination que vous avez prise de partir subitement pour l'Angleterre. Quelque plausibles que soient les motifs d'intérêt relatifs à des entreprises litéraires antécendents, qui se trouvent détaillés dans votre lettre du 30 Sept. j'avais desiré que vous vous fussiez borné d'abord à m'en faire part et d'attendre que vous ayez obtenù l'agrément du voyage à Londres. Kobentzl an Gentz. Hs. K. K. Staatsarchiv.

Mit dieser englischen Reise trat ein bedeutsamer Wendepunkt ein. Die geistigen Berührungsfäden, die den Politiker Gentz mit den konservativen Mächten verknüpft hatten, liefen in England zusammen. Pitt und Grenville, die Vertreter der antirevolutionairen Continentalpolitik Englands, nahmen ihn mit schmeichelhaften Ehren auf, sie erkannten in ihm den Geist, biegsam, aber zähe wie Stahl, der für die europäische Krisis recht eigentlich geboren und „geeignet war, die Interessen Großbritanniens, die er wie kein Anderer begriff, mit denen des Festlands zusammenzuschlingen und gemeinschaftlich zu fördern."

Die konservative Politik Englands machte nun ihren Pakt mit dem Repräsentanten der konservativen Publicistik Deutschlands. [24]) Gentz ward der Mandatar der Pitt'schen Politik für den Kontinent, und er war klug genug, sich die goldenen Früchte dieser Verbindung nicht entgehen zu lassen. Er erhielt erst eine runde Summe für den Anfang, dann die Zusicherung eines bestimmten Jahresgehalts.

Die erlangten Vortheile hatten ihn in so freudige Aufregung versetzt, und die Ehren, deren er in England theilhaftig geworden war, ihn so berauscht, daß ihn die Nachricht vom Tode seiner Frau, die er auf der Rückreise erhielt, nicht allzutief berührte.

„Mit Adam Müller hatte ich mehrere denkwürdige Gespräche; ich selbst war in tiefbewegter Stimmung, kräftig, lebendig religiös und doch auch zur Ausschweifung sehr geneigt und sehr fähig. Müller's großer Geist hatte mir nie so eingeleuchtet. Unter Anderem sagte ich ihm in einer nächtlichen Unterredung über die Unsterblichkeit der Seele, sein System habe an mir den Tod überwunden."

In Wien angekommen, überzeugte sich Gentz rasch, daß ihm der Schauplatz wahrer Thätigkeit noch nicht eröffnet sei. Die österreichische Diplomatie bewegte sich damals keineswegs in den Bahnen, wo sie der Bevollmächtigte der Pitt'schen Politik wünschen mochte.

---

24) Haym a. a. O. S. 351.

Oesterreich war nach den schweren Niederlagen von Hohenlinden und Marengo in einen Zustand völliger Erschlaffung, in jene todtengleiche Apathie versunken, die in merkwürdig verhängnißvoller Weise an die gleiche Haltung erinnert, mit welcher die benachbarte türkische Regierung Unglücksfälle hinzunehmen pflegt. Man ließ die Ereignisse über sich ergehen wie ein Hagelwetter oder sonst eine Naturerscheinung, man dachte nicht daran, Schwereres zu verhüten, alle Kräfte anzuspannen und größer zu sein als das Unglück. Kobentzl, der Unterhändler des Lüneviller Friedens, welcher an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand, bot ein trauriges Bild kurzsichtiger Schwäche und mattherziger Unentschlossenheit. Auf schwungvolle Gedanken, kräftige Entschließungen und energische That war nicht zu hoffen.

Gegen die trostlose Lethargie, in welche die leitenden Staatsmänner versunken waren, stach nun Gentz mit seiner beweglichen, raschen und schlagfertigen Art bedeutsam ab.

In dem großen Kampf der Zeit hatte er auf das Entschiedenste Partei ergriffen. Napoleon erschien ihm als der Mann, in welchem sich, dem ewigen Lauf der Dinge gemäß, die ganze Revolution konzentrit habe. Die Erbitterung, mit welcher er jene bekämpft hatte, übertrug er nun auf den gewaltigen Imperator, den sie erzeugt hatte. Kein Mittel schien ihm zu schlecht; er verwarf selbst den Meuchelmord nicht, falls es galt, diesen Feind der europäischen Ordnung zu fällen.

Er machte Fox ernstlich einen Vorwurf daraus, daß dieser die Verschworenen des Pichegrü'schen Komplotts desavouirt habe. La question, si c'est un crime de tuer un homme, tel que Bonaparte, tient exclusivement à celle de la légalité de son pouvoir.[25])

Fürwahr, kaltblütiger konnte man die Nothwendigkeit, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und einem Usurpator gegenüber jede Rück-

---

25) Observations sur la négociation entre l'Angleterre et la France en 1806. Mémoires et lettres inédits du chevalier de Gentz p. G. Schlesier. Stuttgart 1841. p. 108.

sicht der Moral bei Seite zu setzen, nicht erörtern! „Jamais,“ fügt Gentz mit schneidender Ironie hinzu, „ceux qui pensent comme Mr. Fox ne se sont élevés contre les tyrannicides.“

In der Unerbittlichkeit dieses Hassens liegt aber auch die Größe von Gentz.

Die Erfolge, welche die bewaffnete Revolution unter dem Gewande des Cäsarismus davontrug, erfüllten ihn zwar mit Schmerz, allein sie schlugen seine Kampfesfreudigkeit und seine Zuversicht auf den endlichen Sieg der guten Sache nicht darnieder.

Mochte sich Napoleon noch so sehr mit der äußeren Pracht des legitimen Königthums schmücken; in Gentz' Augen blieb er nach wie vor der Usurpator und der Sohn der Revolution. Mochte selbst das legitime Europa dem Soldatenkaiser huldigen, Gentz sah in ihm nach wie vor nur den ehemaligen Unterlieutenant von Brienne. Er empörte sich über den soldatisch rauhen Ton des Kaiserthums. Schon damals war es Styl des Bonapartismus, seinen Waffenthaten durch literarische Plänkeleien präludiren zu lassen. Die orakelhaften Sentenzen des Moniteur, sein polterndes Drohen, sein Gemisch von republikanischem Stolz und despotischer Anmaßung konnten als getreues Bild der Stimmung in den Tuilerien gelten. Gentz trat der sophistischen Verherrlichung des Systems einer allgemeinen französischen Uebermacht in Europa eifrigst entgegen, er widerlegte den bonapartischen Publicisten Hauterive [26]), er scheute sich nicht, in seiner „Darstellung der Ursachen des zwischen England und Spanien im Jahre 1804 ausgebrochenen Krieges“ [27]) selbst die bedenklichsten Maßnahmen Englands, wie die Wegnahme der amerikanischen Silberschiffe vor erfolgter Kriegserklärung zu rechtfertigen. Einer brutalen Gewalt, wie der französischen, gegenüber schien ihm kein Mittel zu schlecht, selbst offenbare Gesetzwidrig-

26) Von dem politischen Zustand von Europa vor und nach der Revolution. Berlin 1801. 1802.

27) Petersburg 1806.

keiten war er gern bereit zu acceptiren und mit dem Nimbus der Gesetzlichkeit zu umgeben, sobald sie nur gegen Frankreich gerichtet waren. Ueber die Rechtfertigungsversuche der französischen Regierung schreitet er mit vornehmer Verachtung hinweg. Er weist dem Moniteur grobe Urkundenfälschung nach. Die beleidigenden Angriffe gegen fremde Mächte, die Napoleon in seinem Regierungsblatte veröffentlichte, stellt er als eben so viel Verletzungen des völkerrechtlichen Anstandes hin. „So viel ist gewiß, wenn dieser unnatürliche Zustand schriftstellerischer Frechheit, auf eine furchtbare Waffenmacht gepfropft, ein Souverain, der mit Zeitungsschreibern an seiner Seite ins Gefecht geht, ein Zeitungsschreiber, vor dem Könige zittern, wenn dieses verderbliche System nicht gänzlich vertilgt werden kann, so ist kein Frieden in Europa zu hoffen."

Die tiefe Bedeutung der Gentz'schen Schriften aus jener Zeit liegt darin, daß er Napoleon mit ruhigem, unbeirrten Blick in's Auge faßt und zeigt, wie dieser Mann nicht an und für sich unüberwindlich, sondern nur durch die Erbärmlichkeit der Zeitgenossen gleichsam gegen das Unglück gefeit ist. Er gießt die ganze Lauge seines Spottes über die „nervenlose Politik der Höfe aus, die das Unwürdige mit Ergebenheit dulde."

Nur ein Mittel zeigt sich ihm, um die Schmach zu enden und Europa zum Bewußtsein seiner Würde zurückzubringen. Es ist Gentz' bleibendes Verdienst, daß er, von den furchtbarsten Wechselfällen unerschüttert, von Enttäuschungen unbeirrt, allein in dem festen Zusammengehen der deutschen Großmächte die Bürgschaft des europäischen und des Weltfriedens erkannt, daß er die Vergeltungslust der Wiener Staatsleute bekämpft und den Grundsatz aufgestellt hat: man müsse das Vergangene begraben und bemüht sein, die Gegenwart zu retten.

„Eine treue Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen ist Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung"; in diesem

Programm faßt sich fortan der Gedanke der Gentz'schen Staatsweisheit gegenüber der universalstaatlichen Eroberungs- und Gewaltpolitik zusammen. Jedoch ist ihm die melancholische Aufgabe, Kassandra auf politischem Gebiet zu sein, in reichem Maße zu Theil geworden. Vergebens hatte er die Eintracht der deutschen Großmächte gepredigt. Noch im September 1805 schrieb er warnend an Pitt: „Sie lassen den Kontinentalkrieg beginnen, ohne das österreichische Ministerium gewechselt und ohne zuvor den König von Preußen gewonnen zu haben. Binnen Kurzem werden Sie diese zwei Kapitalfehler bereuen. Der Krieg kann nicht glücklich auslaufen, das Gebäude ist von Grund aus schlecht, es stürzt von Unten zusammen; die Allmacht Gottes wird es nicht aufrecht erhalten!"

Einen so furchtbaren Zusammenbruch aller Hoffnungen, wie er nun erfolgte, so vernichtende Schläge, wie Ulm und Austerlitz, hatte aber selbst der besonnene Warner nicht geahnt. Verzweiflung spricht aus dem Schreiben, in welchem er Kobentzl seinen Entschluß, nach Preußen zu eilen, um dort die „Sturmglocke" zu läuten, ankündigt.[28]) In den

28) Chassé de ce dernier coin de la monarchie où je comptois attendre la fin des malheurs publics, craignant de consumer mes derniers moyens dans des voyages sans terme connu, réduit d'ailleurs à la triste et douloureuse nécessité de ne faire que des voeux stériles pour le bonheur d'un État auquel j'aurois voulu consacrer toutes les forces — j'ai pris le parti d'aller à Breslau et de m'y établir tranquillement jusqu'à ce que j'apprenne le dénouement de la crise. Votre Excellence ne désapprouve point cette résolution. Je me propose d'ailleurs d'en tirer encore tout le profit possible pour les intérêts de la Monarchie Autrichienne et pour ceux de la cause sous les drapeaux de laquelle je combattrai jusqu'à mon dernier soupir. Si la guerre continue, je sonnerai le tocsin partout, pour que la Prusse, fidèle enfin à ses engagements y consacre tous ses moyens. Si la paix se fait je ne négligerai rien pour prouver que l'Alliance entre les deux États doit désormais devenir éternelle et indissoluble, si l'Europe ne doit pas périr dans peu d'années; convaincu que je suis que si malgré tous les malheurs de la guerre présente il en résulte le seul bien — l'union la plus étroite

leidenschaftlichsten Ausdrücken macht er seinem Schmerz über die furchtbare Katastrophe Luft. „Das Schauspiel geht zu Ende," schrieb er den 14. December 1805 an Johannes v. Müller, „und bald wird es heißen: Et nunc spectatores plaudite! Was jetzt erfolgt, sah ich längst voraus, aber da es nun zur Wirklichkeit kommt, so übermannt mich denn doch Wuth und Schmerz, und ich weiß kaum, wie ich nach diesem noch leben soll."

Wie wenig in solchen Momenten leidenschaftlicher Wuth von konservativen Skrupeln in ihm übrig war, bewies er dadurch, daß er über geheime Gesellschaften gegen den Usurpator zu unterhandeln begann.

„Ich sprach gestern mit Armfeldt über die große Nützlichkeit, die in einem Zeitraum, wie der jetzige, eine geheime Gesellschaft haben müßte. Ich haßte, oder besser, ich verachtete von jeher Alles, was diesen Namen führt; aber die Noth lehrt beten; jetzt würde ich sie als eine selige Zuflucht betrachten."

So begegnete sich der weiche Gentz in denselben Plänen mit den kernigeren Patrioten Norddeutschlands, so begeisterte er sich jetzt für die Preßfreiheit, wenn es nur galt, den Imperator zu kränken. „Eine Wohlthat," rief er aus, „ist sie für Viele, ein Trost für Alle. Aber Tyrannen verabscheuen sie als die letzte Zunge, die der Menschheit noch übrig bleibt, um ihnen offen ins Angesicht zu fluchen."

In seiner Vorrede zu den „Fragmenten aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa" [29]) wandte Gentz, der spätere Verfolger der Burschenschaft, sich an den Bund der „Starken, Reinen und Guten."

---

entre l'Autriche et la Prusse — toutes nos pestes seront compensées et une nouvelle perspective de gloire et de bonheur s'ouvrira devant nous.

Mes voeux particuliers, mon tendre attachement, une fidélité personelle — tous les sentiments de mon âme les plus doux et les plus austéres — appartiendront pour toujours à l'Autriche. Troppau 7. Dec. 1805. Hs.

29) Leipzig 1806.

„Ihr," rief er der deutschen Nation zu, „die ihr im Schiffbruch der Zeit von Tod und Trümmern umringt, aller Güter kostbarstes und erstes, einen freien, umfassenden Geist, ein treues, lebendiges Herz, den Sinn für die Heiligthümer der Menschheit, den Muth, ihnen Alles zu opfern und Glauben an die Zukunft gerettet habt, Ihr echte, feuerfeste, durch gemeine Trübsal unbesiegbare, in Geist und Wahrheit stets siegreiche Helden des Jahrhunderts, von der Menge verkannt, von aufgeblasenen Weltstürmern, die der Pöbel wie Götter verehrt, vielleicht zum Glück verachtet oder verhaßt — vor Allem aber ihr, an die zunächst diese Worte sich richten, des Vaterlandes einsame Zierden, hochherzige, durch kein Unglück bezwungene, Eures Namens würdige Deutsche — ermüdet, verzweifelt nur nicht! Der, welcher Euch auserkor, die Nachwelt mit der Gegenwart zu versöhnen, legte hartnäckige Kämpfe und furchtbare Prüfungen Euch auf. Deutsche, vergeßt nie, daß da, wo Ihr Euch befindet, der wahre Mittelpunkt aller Unternehmungen ist, wodurch früher oder später Europa von der Knechtschaft erlöst, das Gesetzbuch der Willkür zerrissen, der hochmüthige Luftbau vergänglicher Uebermacht gestürzt und ein neuer unsterblicher Bund zwischen Freiheit, Ordnung und Friede für eine glückliche Nachwelt gegründet werden muß. Das eigentliche Werk der Befreiung muß auf deutschem Boden gedeihen. Von hier muß die Wiederherstellung ausgehen, so wie hier die Zerrüttung entschieden, das Verderben zur Vollendung gebracht ward. Europa ist durch Deutschland gefallen, durch Deutschland muß es wieder emporsteigen. Hier daher ist das Feld Eurer Wirksamkeit. Durch jedes Mittel verbreite sich der Einfluß Eures Beispiels durch die ganze Nation. Unmöglich ist es ja, daß ein Volk wie das unsere nicht endlich vom schmählichsten Verfall, von der grausamsten Erniedrigung zurückkomme; unmöglich, daß so viel Geistesgewalt, so viel persönliche Superiorität, so viel vereinzelte aber gediegene Kraft, solcher Reichthum natürlicher Talente und tiefdringender vielseitiger Bildung, als wir in unserm Schooß vereinen, sich nicht früh oder spät, in irgend einem

Brennpunkt sammele, von dort aus das Ganze belebe und alle eitlen Schranken durchbreche; unmöglich, daß aus diesem ehrwürdigen Stamme so mannichfaltiger Vortrefflichkeit und Hoheit, aus diesem Mutterlande europäischer Herrschaft, aus so vielen durch ehemaligen Ruhm, durch große, bedeutungsvolle Namen zur Fortpflanzung eines heiligen Erbtheils verpflichteten und geweihten Familien, aus so vielen von uraltem Glanz auch jetzt, auch in dieser Abenddämmerung aller Größe nach umstrahlten Fürstengeschlechtern nicht endlich ein vollständiger Held, ein Retter und Rächer hervorgehe, der die Thränen von allen Angesichtern abwische, der uns einsetze in unser ewiges Recht und Deutschland und Europa wieder aufbaue. Diesem Schutzgeist, er erscheine, wenn er wolle, entschlossene und brauchbare Werkzeuge, den unbefugten Regierern widerstrebende Unterthanen, den Tyrannen rechtschaffene Feinde, jeder wiederkehrenden rechtmäßigen Herrschaft ein gehorsames und williges Volk, den Altären gesetzlicher Ordnung und tugendhafter Freiheitsliebe und echter aus Gott geschöpfter Weisheit verständige und würdige Priester und der Nachwelt, damit nicht ähnliches Verderben als das, welches uns überzog, noch einmal über die Menschheit hereinbreche, eine Pflanzschule von kraftvollen Gemüthern und richtigen Vorfechtern zu erziehen: — das ist Euer großer Beruf."

In der That hatten die Unglücksfälle, anstatt Gentz zu beugen, nur die Hülfsmittel seines biegsamen Geistes in reicher Fülle aufsprießen lassen. Es war der gleiche Ton, wie ihn Fichte später in den Reden an die deutsche Nation anschlug, da er seinen vor stolzer Wollust bebenden Zuhörern zurief: „Charakter haben und Deutsch sein ist Eins." Gentz vermochte es, die tiefsten Fasern des menschlichen Herzens zu berühren. Seine Vorrede zu den Fragmenten, seine Proklamationen, seine Kriegsmanifeste sind unvergängliche Kleinodien einer flammenden Beredsamkeit, der höchsten Muster des Alterthums werth. „Der Geist Gottes," so urtheilte Ancillon über die Vorrede, „hat Gentz inmitten

eines Landes voll dürrer Gebeine versetzt und ihm gesagt: Prophezeihe, damit sie sich beleben und wieder Menschen werden."

Was bedeutet nun solchen Beweisstücken gegenüber die ewige Klage über die Unsittlichkeit des Mannes? Auch im Alterthum kamen jene Stimmen tiefeinschneidenden Tadels über die Verworfenheit der Welt nicht immer aus reinem Munde; Sallust, der das Axiom an die Spitze seines Werkes stellte, daß der Mensch sich vom Thier durch geistiges Streben unterscheiden und darnach streben müsse, daß sein Dasein nicht in Schweigen begraben werde, hat sich selbst im Leben durch so zügellose Ausschweifungen geschändet, daß er schimpflich aus dem römischen Senat gestoßen ward.

Der Widerspruch der Lehre mit der That wird in der Weltgeschichte nie erlöschen, und gerade darum ist es stets die Pflicht des ruhigen historischen Denkers, einem Jeden getrennt seinen Vorzug zuzugestehen und die Rose im Munde der Schlange nicht zu verschmähen.

Anders freilich, wenn ein leichtfertiges Privatleben wie das bei den Metternich oder den Lombard der Fall war, auf die Politik hinüberwirkte, und dort jene beschränkte Weisheit des Abwartens, der faulen Ruhe erzeugte.

Wie aber Gentz in den schweren Schicksalsschlägen dastand, die Oesterreich betrafen, konnte man ihm Aehnliches nicht zum Vorwurf machen.

Seinen in unklare Romantik zerflossenen Freunden, den Adam Müller, den Rühle gegenüber, die das öffentliche Leben wie ein Kunstwerk ansahen, an dem man hier und da dilettantische Versuche anstellen könne, betonte er, daß es ihm mit der Politik „grimmiger Ernst" sei. Während der Historiker Johannes v. Müller unter der Last der Ereignisse zusammenbrach und sich ängstlich nach einem friedlichen „Tuskulum" umsah, wo er, fern vom Geräusch der Welt leben und durch Schriften wirken wollte, rief ihm Gentz in Erinnerung, wie einst der berühmte Arnauld seinen Freund Nicole, der erklärte vom Kampfe

um dem Jansenismus ausruhen zu wollen, lebhaft aufgerüttelt habe: Vous réposer! Eh! n'aurez vous pas pour vous réposer l'Éternité toute entière? „Wenn jene großen Männer so für einen abgeschmackten Formularstreit entbrennen konnten, wie sollten wir wohl ruhen, da die Ewigkeit selbst, sie sei nun Ruhe oder Bewegung, nichts Größeres aufzuweisen hat, als einen Kampf um die Würde und Freiheit der Welt?"

So ist es ein hoher Ruhm für Gentz, in der Zeit tiefster Gesunkenheit deutsch geblieben zu sein. Hätte Deutschland viele Männer seiner Art gehabt, es wäre nicht so lange und so tief gefallen. Gentz wußte, daß Nichts verloren sei, so lange man sich selbst noch nicht aufgegeben hat. „Ich fühle Kraft in mir, noch viele Jahre hindurch ohne Unterlaß zu arbeiten; und etwas kommt gewiß heraus. Der Minister v. Stein, der einige Tage hier war, ist der erste Staatsmann von Deutschland. Der sollte mir gewiß, wenn ich in Berlin lebte, nicht lange brach liegen; bei seinen tiefen Einsichten und großem Charakter käme es bloß darauf an, ihm Beistand zu versichern, denn zu handeln ist er völlig entschlossen. Aber ganz allein kann er auch nicht, und was soll ich von Berlin erwarten?"

Ein wie geringes Maaß von Hoffnungen Gentz auf die preußische Politik jener Tage setzte, verrieth er in einer merkwürdigen Denkschrift an den Kaiser Franz, die zugleich auf sein Verhältniß zu dem Kaiserstaat ein neues Licht wirft.

„Ew. Kais. Maj.," schrieb er am 9. Mai 1806, indem er seine Vorrede zu den Fragmenten nach Wien sandte[30]), „überreiche ich in tiefster Ehrfurcht eine Schrift, wobei ich den doppelten Endzweck gehabt, einmal die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit eines Krieges, dessen unglücklicher Ausgang mit der Reinheit und Würde seines Ursprungs nichts gemein hat, darzuthun und nächstdem in dem trostlosesten Zeitpunkt, den Deutschland jemals erlebte, an Alles, was noch von Gemeingeist, von

30) Hs. K. Kgl. Geheimes Staatsarchiv.

vaterländischem Sinn, von rühmlichen Gefühlen unter uns zurückblieb, zu appelliren, um, wenn gleich nicht unmittelbare Rettung, doch Vorbereitung zu derselben möglich zu machen.

E. Kais. Maj. erhabenes, durch anspruchslose Größe ausgezeichnetes und überdies echt deutsches Gemüth wird meinem Versuch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß bei Abfassung dieser Schrift durchaus nur reiner Eifer für das Gute, der Wunsch, die vergangenen Entschlüsse E. M. in ihrer rechtmäßigen Gestalt, in ihrem würdigsten Lichte zu zeigen, Gefühl für Wahrheit und Recht und aufrichtige Vaterlandsliebe mich geleitet, das wird Allerhöchstdemselben, wenn diese Blätter sich auch nur schmeicheln dürfen, mit einem flüchtigen Blick begnadigt zu werden, gewiß nicht entgehn. Hievon bin ich so innig überzeugt, daß ich kein Bedenken getragen haben würde, meine Arbeit für sich selbst sprechen zu lassen, wenn nicht die gegenwärtige Veranlassung zu erwünscht und zu wichtig für mich wäre, als daß ich es mir versagen könnte, einige Worte über mein persönliches Verhältniß mit kindlichem Vertrauen, mit unbedingter Ergebung, mit eben der Gewissenhaftigkeit, mit welcher ich sie vor Gott wiederholen würde, hierzuzusetzen.

Der Entschluß, E. M. Dienste das Beste, was ich darzubringen hatte, zu widmen, wurde mir durch Bewegungsgründe eingegeben, deren ich mich stets mit frohem Bewußtsein erinnern werde. Eine alte, durch Nachdenken gestiftete, späterhin durch Gefühl und Liebe erhöhte Anhänglichkeit an E. K. M. ehrwürdiges Haus, welches ich jederzeit als den Centralpunkt, als die Basis der gemeinschaftlichen Wohlfahrt, als das einzige rechtmäßige Band der gesammten deutschen Nation und außerdem als die mächtigste Stütze des ganzen europäischen Staatensystems betrachtet; die lebhafte Ueberzeugung, daß mit den Grundsätzen, wozu ich mich bekenne, mit der Denkungsart, in die ich meine Pflicht, meinen Stolz und meine Zufriedenheit setze, nur allein noch, wenn irgendwo am Hofe E. K. M. gewirkt und Gutes gestiftet werden konnte; meine tiefe unüberwindliche Abneigung gegen die Politik des preußischen Hofes,

gegen die im übrigen Deutschland täglich allgemeiner verbreiteten unlauteren Maximen, gegen die ganze verderbliche Stimmung der Völker wie der meisten Fürsten jener Länder, endlich um hier nichts zu verschweigen, mein längst genährter Widerwille gegen den Protestantismus, in dessen ursprünglichem Charakter und fortschreitender bösartiger Tendenz ich nach mannichfaltiger angestrengter Prüfung die Wurzel alles heutigen Verderbens und eine der Hauptquellen des Verfalls von ganz Europa entdeckt zu haben glaubte und mein Vorsatz, die früher schon in meinem Herzen beschlossene Trennung von diesem System auch äußerlich zu beurkunden und zu vollziehen: das, Allergnädigster Kaiser, sind die wahren, die einzigen Triebfedern, die mich nach Wien geführt, die mich bei jedem meiner Schritte geleitet, die die Sehnsucht, E. K. M. so vollständig als möglich anzugehören, in mir erzeugt haben.

Wäre es mir selbst jemals möglich gewesen oder hätte irgend Jemand es für mich übernehmen wollen, mich E. K. M. ganz so zu zeigen, wie ich bin, ich weiß es bestimmt: in kurzer Zeit hätte ich mir E. M. vollkommenstes Vertrauen erworben und Allerhöchstdenselben Dienste geleistet, in denen es vielleicht Keiner von denen, deren Ureltern unter Oesterreich's Scepter gestanden, mir zuvorgethan haben würde.

Dies sehnlich gewünschte Glück war mir versagt. E. K. M. nahmen mich zwar mit unvergeßlicher Gnade in ihre Staaten auf und ich habe unter Allerhöchstdero väterlichen milden, meinem Herzen ewig theuren Regierung einige glückliche Jahre verlebt; aber nie ist es mir gelungen, auch nur in den kleinsten öffentlichen Angelegenheiten gehört oder gebraucht zu werden; nie ist mir verstattet worden, meinen Eifer für das Wohl und den Ruhm dieses wahren, meines selbstgewählten Vaterlandes in irgend einer wirksamen Sphäre, durch irgend eine wesentliche Anwendung meiner Kräfte, durch irgend eine nützliche Thätigkeit an den Tag zu legen.

Ich kenne die eigentlichen Ursachen dieser so schmerzhaften Zurücksetzung nicht; ich will sie jetzt auch auf keine Weise ergründen. Ich klage

hier blos ein feindseliges Schicksal, kein einzelnes Werkzeug derselben an und ich würde mich selbst dieser Klage enthalten, wenn nicht geradezu die Unmöglichkeit, ihr abzuhelfen, mir heute den Muth dazu gäbe. Denn daß jetzt, wo Behutsamkeit und Schonung so dringend nothwendig geworden, ein Mann wie ich, dessen unwandelbare Grundsätze bekannt sind, dessen Name auf den Proscriptions-Listen des Feindes, des unversöhnlichen tödtlichen Feindes aller Unabhängigkeit und Ruhe in Europa, gewiß mit den schwärzesten Zügen eingegraben steht, nicht mehr mit Nutzen gebraucht werden kann, daß ich jetzt und leider vielleicht auf lange dem Dienst E. M. verloren sein muß, sehe ich selbst nur allzudeutlich ein. Was ich also mir zu sagen unterstand, war lediglich auf die Vergangenheit gerichtet.

Die einzige ehrfurchtsvolle Bitte, die ich heute noch vorzutragen mich erkühne, ist, daß E. K. M. huldreichst geruhen möge, ein Wort der Gnade und des Beifalls über den, der nach diesem unschätzbaren Glück so lange und vergeblich gerungen hat, auszusprechen und mir die bestimmte Versicherung zu ertheilen, daß kein feindseliger Einfluß, keine ungünstige Darstellung meiner Gesinnungen mich je um den Trost bringen soll, von Allerhöchstdenselben als einer der Ihrigen, als Oesterreicher im vollen Sinn des Wortes und so weit es mit redlichen Bestrebungen und unbedingter Bereitwilligkeit gethan ist, als Einer von E. M. treuesten Dienern betrachtet zu werden. Was ich nur irgend auf Erden noch vermag, was ich besonders durch Rede oder Schrift bei meinen Zeitgenossen zu wirken im Stande bin, soll jederzeit, das schwöre ich hier auf's Neue, zunächst E. K. M. Interesse und dem Interesse der österreichischen Monarchie, diesem höchsten und heiligsten meiner Zwecke, mit unverbrüchlicher Beharrlichkeit gewidmet sein. Und, wenn jemals in glücklichen Conjunkturen, ja, wenn selbst in dieser trüben Epoche sich irgend eine Veranlassung ergäbe, wo ich, sei es auch nur durch ein stilles verborgenes, der Welt ganz unbekanntes Wirken — denn auf jede Befriedigung der Eitelkeit thue ich gern und willig Verzicht — dem Dienste E. K. M.

auf eine bestimmte Weise nützlich werden könnte, so geruhen Allerhöchstdieselben sich huldreichst daran zu erinnern, daß dies allemal meine wünschenswertheste Bestimmung, so wie das Vertrauen und der Beifall E. M. unter allen irdischen Glückseligkeiten die erste und befriedigendste für mich sein wird."

Die unüberwindliche Abneigung gegen die preußische Politik, zu der sich Gentz dem Kaiser gegenüber in tiefstem Vertrauen bekannte, beruhte nicht sowohl auf einem principiellen Gegensatz, wie auf berechtigtem Mißtrauen gegen die leitenden Persönlichkeiten und Kräfte am Berliner Hofe. Eine wunderbare Ironie des Schicksals wollte, daß er, den man wohl einen preußischen Renegaten gescholten hat, Zeuge der furchtbaren Katastrophe wurde, welche dies Preußen an den Rand des Verderbens führte.

Fürwahr, es bedarf einer Anstrengung unsers historischen Denkens, es bedarf unserer vollen Abstraktionskraft, um uns aus der Gegenwart, aus einer Zeit unerhörter preußischer Machtentfaltung und gewaltiger militairischer wie diplomatischer Erfolge in den Sommer 1806, in die Zeit vor der Schlacht bei Jena zurückzuversetzen.

Nachdem man Jahrelang im Schlepptau der französischen Politik gegangen war, sich vor dem korsischen Imperator erniedrigt, einen Allianzvertrag mit ihm geschlossen, den Köder Hannover aus seinen Händen empfangen und sich gegen das Anerbieten der deutschen Kaiserkrone nicht unempfänglich gezeigt hatte, schlug man — wie denn die Entschlüsse der Schwachen unberechenbar sind — plötzlich um und stellte Alles auf die Entscheidung der Waffen. Der König hatte durch Lucchesini erfahren, daß Napoleon den Engländern die Restitution desselben Hannovers verheißen habe, womit er Preußen geködert. Das hieß der Ehrlichkeit und dem Langmuth des preußischen Monarchen zu viel zugemuthet! Empört über Napoleons Treulosigkeit beschloß Friedrich Wilhelm den Krieg. Nun aber zeigte sich, daß es leichter ist, Unwürdiges zu dulden, als den richtigen Moment zu belauschen, wo man verlorene

Ehre wieder gewinnen kann. Der Moment war der denkbar ungünstigste. Von Rußland hatte man zwar die feierlichsten Versprechungen und Freundschaftsgelübde; von Kaiser Alexander einen Brief, der „ein ewiges Monument seiner Seelengröße" sein sollte, wie Lombard meinte; aber Kaiser Alexanders Hülfe war fern, und ehe ein russischer Soldat auf preußischem Boden stand, konnte die Entscheidung gefallen sein. Mit England war man wegen Hannovers im Kriege. In Oesterreich war es unvergessen, daß Preußen während des vergangenen Jahres gezögert und, erst da es zu spät war, Haugwitz mit der bekannten Drohnote an Napoleon gesandt hatte, die unter dem Eindruck des Sieges von Austerlitz sich in einen Friedensvertrag mit dem Sieger verwandelte. Preußens schwankende und rathlose Politik hatte überall den Eindruck großer Perfidie gemacht, während sie freilich im Grunde nur Schwäche athmete.

Die preußischen Staatsmänner waren sich denn auch ihrer Isolirung bewußt; als jener brüske Entschluß gefaßt wurde, sahen sie aller Orts die Früchte des Mißtrauens keimen, das sie selbst gesäet.

Um den Wiener Hof zu gewinnen und die öffentliche Meinung mit der preußischen Politik zu versöhnen, erschien Gentz als der rechte Mann. Haugwitz lud ihn deshalb ein, ins preußische Hauptquartier zu kommen; und da er sogar erklärte, daß „der Erfolg des preußischen Unternehmens davon abhänge," so trug Gentz, dem die Sache stets über Alles ging, kein Bedenken, alte Rankünen zu opfern und der Einladung zu folgen. Auf dem Wege von Naumburg nach Auerstädt sah er den Monarchen zum ersten Mal wieder, der ihn vor wenigen Jahren als zudringlichen Rathgeber abgewiesen hatte. „Der König und die Königin waren in einer geschlossenen Berline, von einigen 20 Wagen gefolgt, rings von Truppen, Kanonen und Trainkolonnen umgeben. Es war ein prachtvoller Moment, als der ganze Zug über die Brücke und über die Höhen von Kösen setzte. Die Betrachtung, daß diese Souveraine einem Kampf entgegenzogen, dessen Erfolg Europa's Gestalt verändere; dessen Mißlingen aber nicht nur sie selbst vernichten, sondern die letzte

Möglichkeit des Heils für so viel Länder und Völker zerstören mußte, machte diesen Zug zu gleicher Zeit imposant und traurig ernst [31]). Von dem todesmuthigen Entschluß Alles zu wagen und von freudiger Opferbegeisterung fand aber Gentz in den höchsten Schichten der Gesellschaft, mit welchen er nun verkehrte, keine Spur.

Viel Räsonniren, viel Unzufriedenheit und kaustischer Witz drängte sich in der Unterhaltung des Generals Kalkreuth zusammen. Wenn der König die Armee in Person befehligt und dabei die Generale, welche das Zutrauen der Armee genossen, konsultirt hätte, so hätte Alles gut gehen können, meinte Kalkreuth. Bis zum 18. September sei man auch entschlossen gewesen, so zu handeln. Nun aber hätten sich die dumpfen Intriguen des Herzogs von Braunschweig bemerkbar gemacht. Oberst Kleist, der blinde Partisan des Herzogs, habe die Schüchternheit und die Skrupel des Königs benutzt, und da Friedrich Wilhelm in Furcht war, allein die Verantwortung des Oberkommandos zu übernehmen, ihn bewogen, den Herzog von Braunschweig trotz dessen vorgeblichen Widerstrebens zu berufen. Da aber der Herzog einmal berufen war, habe man sich alle Bedingungen gefallen lassen, die derselbe auferlegte. Der König sei seitdem nur ein fremder Volontair in seiner Armee. Alles sei seit jenem unglücklichen Moment in Unordnung und Bestürzung.

Der Herzog sei vollkommen unfähig zu befehligen, habe weder einen genügend weiten Blick noch Kraft, um so große Aufgabe zu bewältigen. Seine Kleinlichkeit, seine Falschheit, seine Heuchelei und Eitelkeit, seine maßlose Eifersucht würden die beste Sache verderben; — „wenn nicht binnen acht Tagen ein glücklicher Zufall eintritt, der Alles

---

31) Tagebuch aus dem preußischen Feldzug von 1806. Zuerst im United Service Journal. Dann in Brans Minerva 1836. In Gentz Mémoires et lettres inédits publ. par Schlesier, Stoutgart 1841, p. 226 ff. Fürst Metternich legte, wie wir aus handschriftlichen Quellen wissen, großes Gewicht darauf, daß dies Tagebuch nicht gedruckt werde.

vollkommen ändert, so wird diese Kampagne entweder wie der Rückzug von 1792 oder mit einer Katastrophe enden, die die Schlacht bei Austerlitz in Vergessenheit bringt."

Nicht viel besser wie auf militairischem fand Gentz die preußische Monarchie auf diplomatischem Gebiet berathen.

Graf Haugwitz, der Mann, den viele Zeitgenossen als einen vollendeten Künstler in politischen Listen und Chikanen ansahen, war im Grund schwach und beschränkt; seine zahlreichen Fehler entsprangen weit weniger aus dem Willen zum Schlechten als aus der Unfähigkeit besser zu handeln.

Sein Leichtsinn, seine Zuversicht erschienen unbegreiflich. Der Graf wiegte sich noch immer in dem unglückseligen Gedanken, daß er „Napoleon in seiner Tasche habe." Gentz gegenüber gab er sich den Anschein unergründlich tiefsinniger Combinationen. Er suchte die Dinge so darzustellen, als ob Napoleon vom preußischen Kabinet überlistet wurde. Seit lange sei man überzeugt gewesen, daß nur ein Scheinfriede mit Frankreich möglich sei. Aber die Friedensliebe des Königs habe Alles gehindert. Ohne die Schlacht von Austerlitz und den ausdrücklichen Willen des Kaisers von Rußland würde Preußen im vorigen Jahre losgeschlagen haben. Nach der Schlacht habe er freilich von aller Welt verlassen „unter dem Messer" eine Convention unterzeichnet, die ihm den Haß Vieler zugezogen. Haugwitz versuchte sogar die nun folgenden Nachgiebigkeiten Preußens, den Allianzvertrag mit Frankreich vom 15. Februar, die Sendung Knobelsdorff's nach Paris zu rechtfertigen, und war naiv genug, Gentz zu fragen, ob die preußische Politik nicht „weise und wohl überlegt gewesen sei, so daß man nichts zu bereuen habe."

Gentz hielt aber nun nicht länger hinter dem Berge. Ohne das preußische System nach dem Frieden von Basel und die Nichteinmischung in die französischen Kriege vertheidigen und etwa Alles mit der Friedensliebe des Königs entschuldigen zu wollen, erklärte er: daß Alles seit

1805 Geschehene ihn im höchsten Grade betrübt und angewidert habe. Mit dem französischen Allianzvertrag, dem Traktat von Paris, könne er sich niemals versöhnen. Besser sei es gewesen, auf die Gefahr des Unterliegens hin die Waffen gegen den Unterdrücker zu erheben, als das Unrecht zu theilen.

Charakteristisch genug folgte nun eine verlegene Anfrage von Haugwitz, ob es nicht möglich sein werde, das so tief wurzelnde Mißtrauen gegen den Berliner Hof auszurotten.

Als ihm Gentz bemerkte, am Besten sei es über das Vergangene ganz zu schweigen und die Berechtigung zu der preußischen Schilderhebung in dem Druck zu suchen, der auf Deutschland laste, schien Haugwitz sichtlich erleichtert.

Er zählte nun mit offenbarer Selbstgefälligkeit die diplomatischen Verbindungen auf, die Preußen angeknüpft habe, um Unterstützung zu erlangen. „Die Franzosen," so sprach er mit einer Selbstbethörung, die durch den Tilsiter Frieden auf das Grausamste vernichtet werden sollte, „haben niemals unsere wahren Beziehungen zum Kaiser von Rußland geahnt. Sie sind der Art, daß, wenn wir uns zwei Finger von unserem Untergang entfernt fänden, und wenn der Kaiser gestern irgend welchen Traktat mit Frankreich abschlösse, er uns darum doch mit all seinen Mitteln gehören würde." Trotz alledem gerieth aber Haugwitz in starke Verlegenheit, als Gentz ihm zu verstehen gab, daß er glaube, man werde den Krieg nicht begonnen haben, ohne sich mit Oesterreich verständigt zu haben, was unerläßliche Bedingung des Erfolges sei.

Es war nur zu begreiflich, daß der preußische Staatsmann von diesem „Kapitalobjekt" ungern hörte, denn hiermit verflochten sich ja untrennbar die Eifersüchteleien und die ewige Befehdung zwischen den beiden deutschen Großmächten in der deutschen Machtfrage.

Und es war um so bedenklicher, bei dieser heiklen Frage zu verweilen, da man von preußischer Seite kurz zuvor im tiefsten Geheimniß einen Versuch gemacht hatte, die Lösung herbeizuführen, welche man

sechzig Jahre später mit den Waffen erzwungen hat. Preußen hatte gegen Mitte Juli 1806 einleitende Schritte gethan, um einen norddeutschen Bund unter preußischem Kaiserthum ins Leben zu rufen. Man nahm die Pläne auf, die seit Friedrich dem Großen geschlummert hatten, die seit dem Baseler Frieden durch ehrgeizige Köpfe, wie Massenbach, von Neuem angeregt und in den höchsten Kreisen erörtert worden waren. Galt doch diese Lösung der deutschen Frage als eine so natürliche, daß sie selbst von französischer Seite angedeutet ward. Napoleon hatte schon im Oktober 1804 die Stimmung des Berliner Hofs sondiren und erklären lassen, daß, wenn der König wie er selbst und Franz II. die Kaiserwürde annehmen wolle, Frankreich ihn bereitwillig unterstützen würde. Damals schien man aber in Preußen unempfindlich für die fremde Lockung zu sein [32]). Friedrich Wilhelm antwortete, „er sei mit seinem Schicksal zufrieden und wünsche nichts mehr, als den Rang zu behaupten, zu dem die Vorsehung sein Haus erhoben". Ein zweites französisches Anerbieten fand jedoch den preußischen Monarchen weniger spröde.

Am 22. Juli 1806, unmittelbar nach der Ratifikation der Rheinbundsakte, gab Talleyrand dem französischen Gesandten Laforest in Berlin den unzweideutigen Wink, daß es nun an Preußen sei, eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, um sein System zu vergrößern und zu befestigen. „Es wird den Kaiser Napoleon geneigt finden, seine Absichten und Pläne zu unterstützen. Es kann unter einem neuen Bundesgesetz die Staaten vereinigen, die noch zum deutschen Reich gehören und die Kaiserkrone an das Reich Brandenburg bringen. Es kann auch, wenn es dies vorzieht, einen Bund der norddeutschen Staaten bilden, welche mehr in seinem Wirkungskreise liegen. Der Kaiser billigt schon jetzt jede Anordnung dieser Art, welche Preußen für geeignet

32) Adolf Schmidt, Preußens deutsche Politik. Dritte Auflage. Leipzig 1867. S. 96 ff.

halten dürfte.“ Diese französischen Anträge verfehlten nicht, tiefen Eindruck auf den preußischen Monarchen zu machen. Jene Bedenken, die er aus Zartgefühl gegen „das erhabene Haus, welches das Scepter Deutschlands verlieren sollte,“ noch hegen mochte, schwanden, als Kaiser Franz II. am 6. August 1806 die deutsche Kaiserkrone niederlegte. Selbst wenn man Grund hatte, der Ehrlichkeit Napoleons zu mißtrauen, durfte man seinen Antrag keineswegs von der Hand weisen, da derselbe die Möglichkeit eröffnete, um schleunig eine feste Stellung in Deutschland zu gewinnen.

Man unterhandelte nun eifriger mit Hessen und Sachsen, welchen in dem zu gründenden norddeutschen Staat die hervorragendste Stellung nach Preußen zugedacht war. Galt es doch dem Rheinbund, den man nothgedrungen anerkannt hatte, ein „Föderativsystem entgegenzusetzen, welches das nördliche Deutschland retten konnte.“ Um die Mitte August 1806 legte das preußische Kabinet den Bevollmächtigten von Sachsen und Hessen einen definitiven Bundesentwurf über die Bildung und Verfassung des norddeutschen Reichsbundes vor. Preußen sollte nach Artikel II. die erbliche Kaiserwürde, Sachsen und Hessen den Königstitel erhalten. Die gesammte Reichsritterschaft sollte eingehen und überdies Reuß, Schwarzburg, Waldeck, Lippe-Detmold und Schaumburg aus der Reihe der selbstständigen Staaten verschwinden. Der Bund sollte ein regelmäßiges Heer von 240,000 Mann auf den Beinen erhalten. Als Wächter der Rechtseinheit sollte ein eigenes nordisches Reichsbundestribunal errichtet werden, das seinen Sitz in einer der drei Hansestädte gehabt haben würde. Der Landesherr, der sich durch gütliche Vorstellungen nicht bewegen ließ, dem norddeutschen Bunde beizutreten, sollte seiner Souverainetätsrechte für verlustig erklärt werden, „welche sodann an denjenigen der drei paciscirenden Höfe fallen, in dessen Kreise die sich ausschließenden Kreise liegen.“

Je näher die Gefahr eines Krieges mit Frankreich rückte, je mehr wuchs naturgemäß das Verlangen und die Ungeduld des preußischen

Kabinets, diesen Bundesentwurf zu vollziehen. Auf hessischer Seite wäre man gegen das Zugeständniß von Territorialvergrößerungen wohl geneigt gewesen, den Augustvertrag anzunehmen, in Sachsen jedoch war man den Einflüsterungen und Gegenwirkungen der französischen Politik vollständig preisgegeben; man trug sich geraume Zeit hindurch sogar mit dem Gedanken, einen sächsischen Sonderbund zu gründen, man legte am 7. September ein Gegenprojekt vor, wonach man, weit entfernt, dem König von Preußen einen Vorzug innerhalb des norddeutschen Bundes zugestehen zu wollen, die erste Stelle für sich selbst in Anspruch nahm; und es als einen Akt besonderer Nachgiebigkeit und persönlichen Wohlwollens angesehen wissen wollte, wenn man sich dazu bequeme, dem König von Preußen die gleiche Berechtigung mit dem Kurfürsten von Sachsen einzuräumen.

Diese unerquicklichen Unterhandlungen spannen sich bis zum Beginn des Feldzuges hin; der preußischen Begehrlichkeit antwortete souverainer Dünkel und partikularistischer Eigensinn.

Der ganze kühne Anlauf Preußens zur Lösung der deutschen Frage vermochte schließlich weder einen Bundes- noch einen Allianzvertrag, noch auch nur eine vorübergehende Militairkonvention, sei es mit Hessen oder mit Sachsen, zu erzielen.

Das war freilich eine Erinnerung, welche den Grafen Haugwitz verstimmen mußte, sobald es sich darum handelte mit dem österreichischen Staatsmann die dornenvolle deutsche Frage zu erörtern!

Wenn Preußen in seinem Streben nach der deutschen Kaiserkrone schon bei den kleinen Staaten auf einen so zähen Widerstand stieß, so stand die größte Schwierigkeit noch aus. Man durfte sich doch nun und nimmermehr einbilden, daß der Verzicht des Kaiser Franz auf die deutsche Kaiserkrone eine Billigung des preußischen Erbkaiserthums involvirte.

Indem Haugwitz einen Vertreter der österreichischen Diplomatie ins preußische Hauptquartier berief und durch seine Vermittelung österreichische Unterstützung zu erlangen suchte, mußte er sich sagen, daß die Pläne geheimen Ehrgeizes, die man noch soeben genährt hatte, vertagt seien, und daß man fortan in der Neugestaltung der deutschen Dinge an die Einsprache Oesterreichs gebunden sei.

All die glänzenden aber unklaren Bilder, mit denen man sich und Andere getäuscht hatte, verschwanden, da nun Gentz in klarer, trockener Weise die entscheidenden Gesichtspunkte für die deutsche Politik darlegte. Er stellte ein Programm der künftigen Neugestaltung Deutschlands auf: Deutschland in zwei große Konföderationen zu theilen, die durch eine immerwährende Allianz vereinigt sein sollten, die eine unter österreichischem, die andere unter preußischem Schutz, deren Mitglieder alle Souverainitätsrechte behielten, und nur einer einheitlichen Militairorganisation unterworfen sein sollten. Um die für jene neue Ordnung der Dinge nothwendigen Territorialausgleichungen zu machen, müsse man sich an Baiern halten, das mehr als irgend ein anderer Staat an der gegenwärtigen Unordnung in Deutschland Schuld trage.

Gentz' Programm fand allerdings anscheinend die Billigung des Grafen Haugwitz; und er bemerkte in seiner heiter wohlwollenden Weise: „Sie sprechen, als ob Sie in meinen Gedanken, und ich möchte fast hinzusetzen, in meinen Papieren gelesen hätten. Wir haben den Rheinbund nur anerkannt, weil wir noch nicht genug gerüstet waren, um mit Frankreich zu brechen; wir haben ihn dagegen nur unter der ausdrücklichen Bedingung anerkannt, daß der Bildung eines norddeutschen Bundes kein Hinderniß in den Weg gelegt werde. Diese Bedingung ist nie erfüllt worden. Uebrigens," und hier verrieth sich die charakteristische Leichtfertigkeit des preußischen Staatsmannes, „will ich Ihnen nicht verhehlen, daß die Idee des norddeutschen Gegenbundes mich niemals ernstlich beschäftigt hat, daß *sie nur hingeworfen wurde, um Zeit zu gewinnen*. Vor allem brauchen wir Siege...

Was die Territorialausgleichungen anlangt, so stimme ich ganz mit Ihnen überein: Baiern soll die Zeche bezahlen." —

Deutlicher konnte sich die kurzsichtige Schlauheit und Unwahrheit der damaligen preußischen Politik nicht widerspiegeln, als in Haugwitz' Worten. Mit einem Auge schien er Gentz' Theilungsplan, der den preußischen Hegemoniegelüsten zuwiderlief, zu billigen und den Gedanken des norddeutschen Bundes als einen bloßen leeren Zeitvertreib anzusehen; mit dem andern Auge schielte er nach der Kaiserkrone zurück und behielt sich vor, die militärischen Erfolge, „deren man vor Allem bedurfte," zur Unterwerfung Deutschlands unter das preußische Scepter auszubeuten. Denn nur um zwei Möglichkeiten konnte es sich schon damals handeln: entweder man verdrängte den österreichischen Einfluß aus den deutschen Angelegenheiten, man gründete einen norddeutschen Bund unter preußischer Spitze, an den sich auch allmälig die süddeutschen Staaten anschließen mußten und von dem bloß Deutsch-Oesterreich ausgeschlossen blieb; oder man adoptirte die Theilungsidee, wie sie von den Stein, Hardenberg und Gentz vertreten ward, und suchte zwei Konföderationen mit getrenntem Protektorat Oesterreichs und Preußens, oder eine Konföderation mit gemeinsamer Oberhoheit beider Mächte ins Leben zu rufen. Zwischen diesen Möglichkeiten schwankte Haugwitz unklar hin und her, und so konnte er auch auf den österreichischen Staatsmann nur den Eindruck der Schwäche und Unzuverlässigkeit machen [33]).

33) Trotz der gründlichen Darstellung A. Schmidt's, welcher den preußischen Kaiserplan von 1806, gestützt auf die Akten des Königlich preußischen Staatsarchivs in Berlin, zum ersten Mal in umfassender Weise beleuchtet hat, während die Werke von Pölitz (Die Regierung Friedrich August's, Königs von Sachsen, Leipzig 1830) und Lefebre (Histoire des cabinets de l'Europe pendant le Consulat et l'Empire 1845) nur ungenügende oder irrthümliche Notizen über jenen, unter den heutigen Verhältnissen doppelt interessanten Plan enthalten, vermögen wir uns doch zu der Ansicht nicht zu bekehren, daß „Graf Haugwitz das Ziel, Preußen zur ersten entscheidenden Macht in Deutschland zu erheben, auf seine Weise verfolgt habe." Es hieße dem damaligen Träger der preußischen Politik zu viel Ehre anthun, wollte man eine solche be-

Die Unterredungen mit Lucchesini und Lombard flößten Gentz kein besseres Vertrauen zu der preußischen Sache ein. Diese bisherigen

wußte Planung, wollte man überhaupt ein mit Klarheit und Festigkeit erstrebtes politisches Ziel bei ihm annehmen. Die Art, wie er Gentz gegenüber den norddeutschen Bundesplan fallen ließ und auf die Theilungsidee einging, kann wenigstens nicht als Beweis Haugwitz'scher Konsequenz aufgefaßt werden und wird von Schmidt selbst (a. a. O. S. 160) als eine „sehr unglückliche" bezeichnet. Freilich giebt der Autor von „Preußens deutscher Politik" die Aeußerungen des Grafen Haugwitz, Gentz gegenüber, nur unvollständig wieder. „Wir erkannten den Rheinbund unter dem ausdrücklichen Vorbehalt an, daß einer Bildung der Konföderation der norddeutschen Staaten Deutschlands kein Hinderniß in den Weg gestellt werde. Diese Bedingung ist nicht erfüllt worden ..... Siege sind uns vor Allem nöthig." Die mit ..... bezeichnete Stelle enthält aber im französischen Original jene für unser Urtheil über Haugwitz maßgebenden Worte: D'ailleurs je ne veux pas Vous cacher que l'idée de cette contre-ligue du Nord ne m'a pas bien sérieusement occupé, qu'elle n'a été jetée en avant, que pour gagner du temps. In demselben Grade als Haugwitz' politischer Charakter vor unseren Augen sinkt, muß Gentz gewinnen. Schmidt qualifizirt den Gentz'schen Theilungsplan als „nicht ernstlich" gemeint, er giebt sogar zu verstehen, daß, wie schon Merkel im Anhang zu den „Darstellungen und Charakteristiken" andeutete, die österreichische Politik und ihr Vertreter nicht frei von Schadenfreude über das preußische Mißglücken gewesen seien. Wenn man jedoch die Aeußerungen, die Gentz in seinen vertrauten Briefen an J. v. Müller über die deutsche Frage that, wenn man seine ganze politische Anschauungsweise berücksichtigt, die sich zu dem Dogma der Allianz zwischen den beiden deutschen Mächten gegenüber dem Westen bekannte, so muß man jenen Plan der Theilung des deutschen Einflusses ebensowohl als eine nothwendige, wie als eine aufrichtige Konsequenz seiner politischen Antecedentien betrachten. Für die geheimen Regungen der Eifersucht in der österreichischen Politik kann der Mann nicht verantwortlich gemacht werden, der diese Eifersucht, wie wir ausführlich dargelegt haben, energisch bekämpft und die österreichischen Freunde fortwährend ermahnt hat, das Vergangene zu begraben. Gegen den Vorwurf der Schadenfreude sollten die Aeußerungen lebendigen Antheils, denen man allenthalben im Tagebuch begegnet, Gentz schützen. Je öfter man jenen bewundernswerth klaren Bericht über den Aufenthalt im preußischen Hauptquartier lesen wird, je mehr wird man sich von der Objektivität und Ehrlichkeit des Berichterstatters überzeugen. Auch bedarf es nicht erst der feierlichen Betheuerungen von Gentz: J'atteste, par tout ce qui m'est sacré qu'avec la seule différence d'une rédaction un peu plus soignée tout est resté exactement tel que je l'avais composé pendant mon voyage, um uns zu überzeugen, daß diese Aufzeichnungen unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse entstanden; und deshalb für die Aufrichtigkeit und Loyalität der von Gentz ausgesprochenen Gesinnungen das beste Zeugniß ablegen. Auch in Oesterreich selbst vermögen wir von

Träger der schmählichen Friedenspolitik gaben sich nun die Miene, als hätten sie erkannt, daß auf Napoleon kein Verlaß und daß das einzige Heil im Kriege sei. „Früher," behauptete Lombard mit lügenhafter Keckheit, „konnte ich mich nicht für den Krieg erklären, so lange die Nation absolut dagegen war; jetzt will sie den Krieg; unter den zehn oder elf Millionen Preußen ist kein Mann, der anders fühlt."

Er legte Gentz den Brief des Königs an Napoleon vor, der zum größten Theil Klagen und Auslegungen enthielt und in einem so geschwätzigen, familiären, ja fast indecenten Ton geschrieben war, daß der österreichische Staatsmann erschrak. Man konnte wie über Mirabeau's berühmte Adresse an Ludwig XVI. wegen Entfernung der Truppen aus Paris darüber urtheilen: „es sei zu viel Liebe für so viel Drohungen und zu viel Drohungen für so viel Liebe darin enthalten." Auch an dem Lombard'schen Entwurf des Kriegsmanifestes fand Gentz Manches auszusetzen. War doch darin der Gipfel der Taktlosigkeit begangen, daß man Napoleon an die Gefälligkeit erinnerte, die man ihm dadurch erwiesen habe, daß man Ludwig XVIII. aufforderte, der Krone von Frankreich zu entsagen. Die englischen Blätter hatten Recht: es war die Sprache einer Verführten, die ihrem Verführer die Schwächen vorwirft, die sie für ihn gehabt hat [34]). Lombard war übrigens gern bereit, auf die Einwände des österreichischen Staatsmannes einzugehen und das Manifest so umzuwandeln, daß es füglich als ein Erzeugniß von Gentz'

---

dem Gefühl der Schadenfreude, das man empfunden haben soll, keinen leisen Anflug zu entdecken. Graf Stadion sprach sich, wie aus dem von Häußer (Deutsche Geschichte II. S. 719) mitgetheilten handschriftlichen Briefe Gentz' hervorgeht, dahin aus: Jamais ni l'Empereur ni moi n'imagineront de séparer réellement notre cause de celle de cette puissance." Man legte Theilnahme für das verwandte Schicksal des preußischen Staats an den Tag, aber freilich konnte von Vertrauen keine Rede sein, so lange Graf Haugwitz die preußischen Geschäfte leitete. Hiermit stimmen auch die letzten mündlichen Mittheilungen des unvergeßlichen Häußer überein.

34) Häußer, Deutsche Geschichte. 3. Aufl. II. Band. S. 735.

Feder angesehen werden konnte und ihm später auch von Napoleon durch den Moniteur das Epitheton misérable scribe, qui se vend pour de l'argent eintrug. „Ich gestehe," so schreibt Gentz [35]), „daß ich mich während dieser Berathung öfters ernsten Betrachtungen hingab über die merkwürdig leichtfertige Weise, wie die Geschäfte in diesem Kabinet verhandelt wurden, das man in Europa gewöhnlich für so klug, listig und tief hielt. Es hing von Lombard allein ab, dies höchst wichtige Aktenstück zu redigiren, zu modifiziren, neue Zusätze zu machen und Alles umzuwerfen; weder der König noch der Graf Haugwitz ward über irgend eine dieser Operationen konsultirt, denn das Manifest blieb absolut so, wie es aus unseren Händen kam; der König sah es nicht einmal durch, ehe es gedruckt und veröffentlicht ward!"

Am folgenden Tage schienen körperliche Leiden und Schmerzen Lombard wahrheitsgetreuer zu stimmen und seinen kecken Ton herabzudrücken. „Es ist wahr, ich mache Ihnen das traurige Geständniß: ich war einen Augenblick der Düpe des Ungeheuers, das die Erde verheert. In Brüssel hat mich Bonaparte 1803 weit weniger durch seine Schmeicheleien als durch die Idee gewonnen, die er mir von der Größe und dem Adel seines Charakters einzuflößen wußte, durch seine philanthropische und friedfertige Sprache, durch die Scheinheiligkeit, womit er von Preußen und von seiner Zuneigung für dies Reich sprach. Die Illusion dauerte nicht lange; ich sah, daß dieser eingefleischte Dämon auf seiner entsetzlichen Laufbahn nicht eher Halt machen wird, bis er alles Bestehende zerstört und vernichtet hat."

„Kennen Sie den König?" fuhr Lombard fort, „meine ganze Rechtfertigung liegt in dieser Frage. Ich hätte Sie wohl an meinem Platze sehen mögen. Was hätten Sie angefangen, um einen Fürsten zum

---

35) Nach dem französischen Original des Tagebuchs, das hier, wie an anderen Orten von der deutschen Uebertragung wesentlich abweicht. Mémoires et documents inédits p. 226. Dagegen: Beitrag zur geheimen Geschichte des Anfangs des Krieges von 1806, Schlesier II. S. 242.

Kriege zu bewegen, der die bloße Idee davon verabscheut und, als Gipfel des Unglücks, sich nicht die Fähigkeit zutraut, ihn zu führen? Das ist das große Geheimniß all unserer Unschlüssigkeiten und Verlegenheiten.

Die preußische Monarchie ist nicht wie andere Staaten organisirt. Bei uns müssen sich in Kriegszeiten alle Regierungszweige in der Armee konzentriren; der König kann also das Kommando keinem Anderen anvertrauen, er würde Nichts sein, wenn er nicht an der Spitze seiner Truppen erschiene. Nun, dieser König, den Niemand höher schätzt und mehr anbetet, wie ich, hat das Unglück gehabt, kein geborener General zu sein. — Er hat sich schließlich, aber nur mit heftigem Sträuben, hineingefunden; er kann nicht mehr zurück; aber glauben Sie, daß ich ohne Furcht über den Ausgang sei? Die schrecklichsten Ahnungen plagen mich. Die Armee ist schön und tapfer; aber wo ist die kräftige Seele, welche ihre Bewegungen leite? Sie setzen hoffentlich kein Vertrauen auf den Herzog von Braunschweig?"

Die traurige Vorahnung, daß der Herzog von Braunschweig zum Verderben der preußischen Monarchie geboren sei, erfüllte damals die tüchtigsten preußischen Offiziere und Staatsleute.

Eine Audienz, die Gentz am 8. Oktober bei dem Herzog hatte, war nur dazu angethan, das Schlimmste zu bestätigen, was bisher über die totale Unfähigkeit und Schwäche des abgelebten alten Feldherrn an die Oeffentlichkeit gedrungen war.

In seinem ganzen Auftreten, in seiner Haltung, seinen Blicken, Bewegungen und Sprache fand Gentz etwas Unsicheres, Schiefes und Schwaches, eine Aufregung, die nichts weniger als Bewußtsein von Kraft ankündigte, eine Art Höflichkeit, die im Voraus wegen der Unfälle, die begegnen würden, um Verzeihung zu bitten schien, eine übertriebene Bescheidenheit, die nur ganz reine Affektation oder Uebermaß von Furcht sein konnte, der öffentlichen Erwartung nicht entsprechen zu können.

„Er hielt sich gleich lange dabei auf, mir Schmeicheleien zu sagen, was mir, bei einer so großen Gelegenheit, wo ich ihn für zu beschäftigt gehalten haben würde, um an Komplimente zu denken, ganz und gar nicht am Platze schien und mich in wüthende Ungeduld versetzte. Endlich kam er zur Sache und zwar um darüber zu jammern, daß man stets geglaubt habe, mit Bonaparte den Weg der Unterhandlung einschlagen zu müssen; ein recht bizarrer Gemeinplatz im Munde eines Mannes, der mehr als ein Anderer diesen Irrthum gehegt und genährt hatte. Dann fing er an von Oesterreich zu sprechen, äußerte, daß er, obwohl den politischen Kombinationen ganz fern stehend, dennoch argwöhne, man habe nicht früh genug daran gedacht, eine Unterhandlung mit dieser Macht zu eröffnen, noch alle passenden Mittel angewandt, um sich ihrer Mitwirkung zu vergewissern, die doch von einer „absolut indispensablen Nothwendigkeit" sei. Endlich sprach er vom Kriege, aber immer wie ein Mann, der keine genaue Kenntniß von der Sache besitzt und der sich höchstens die Rolle reservirt hat, das zu beurtheilen, was Andere thun würden. Obwohl äußerst verlegen bei dieser Unterhaltung, suchte ich von Zeit zu Zeit Wendungen, um ihr einen bestimmten Charakter zu geben, aber ich konnte nie dazu gelangen. Er wiederholte mir ein Mal ums andere mit einem Ton, der mich vollends außer Fassung setzte: „Vorausgesetzt, daß man keine großen Fehler begeht." Und als ich mir endlich die Freiheit nahm, ihm zu bemerken: „Aber Monseigneur, Jedermann muß in der That hoffen, daß unter Ihrer Leitung kein Fehler begangen wird," erwiderte er mir: „Ach! ich kann kaum für mich selbst einstehen, wie wollen Sie, daß ich für Andere einstehe?" — eine Aeußerung, die sehr seltsam mit seiner Lage und mit den Empfindungen kontrastirte, die ihn am Vorabend so großer Ereignisse hätten durchdringen müssen."

Die Kleinheit und Kopflosigkeit dieses Mannes, die ihn noch unter Mack, den österreichischen Heerverderber stellte, konnte allein ausreichen, um die furchtbare Katastrophe von Jena zu erklären.

Gentz wußte nun genug, um die Aussichten der preußischen Unternehmung beurtheilen und entscheiden zu können, in wieweit diese plötzliche Schilderhebung für Oesterreich, England und für die nationale Sache überhaupt förderlich werden könnte. Die heroische Erscheinung der Königin Luise vermochte ihn wohl momentan zu beleben, aber sein Vertrauen zu der preußischen Sache war dahin. Die Königin, die schon im vergangenen Jahre entschieden für die Parteinahme am österreichischen Kriege gewirkt und die Unschlüssigkeiten ihres Gemahls bekämpft, die schon damals geäußert hatte, alle anderen Rücksichten träten hinter der **einen** zurück: „Il faut abattre le monstre!“ sie durfte nun in unbefangenster Weise mit Gentz über die Sünden der preußischen Politik sprechen, die sie selbst tief beklagte. „Sie kennen die Vergangenheit besser als ich, sagte sie zu Gentz, aber ist jetzt nicht der Augenblick, wo sie vergessen werden sollte?“ Sie erzählte mit rührender Einfachheit, daß an dem Tage, wo sie die erste Nachricht von den Unfällen der österreichischen Armee erhielt, der Kronprinz zum ersten Mal Uniform angezogen habe, und als sie ihn so sah, habe sie ihm gesagt: „Ich hoffe, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rock, der einzige Gedanke, der Dich beherrscht, der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen.“ Sie erklärte, wie Preußens Stellung eine so zweideutige geworden sei, daß man weit weniger aus Berechnung, als aus Ehrgefühl und Pflicht den Krieg habe wählen müssen. Gentz ward von der würdevollen Haltung der hohen Frau auf's Tiefste ergriffen. Es war derselbe Sinn, Hoheit und Anmuth zugleich, der bald darauf auch dem Sieger imponirte, der auf Napoleons stolze Frage: „Wie konnten Sie auch nur einen Krieg mit mir anfangen?“ erwiderte: „Es war Preußen erlaubt, ja es war uns erlaubt, uns durch den Ruhm Friedrich's über die Mittel unserer Macht zu täuschen, wenn wir uns überhaupt getäuscht haben.“

Während Gentz' Brust sich beim Anblick der muthvollen Königin oder beim Anblick der prächtigen, frischen preußischen Garde-Regimenter

wieder hoffnungsvoll hob, hatte schon die Bewegung begonnen, die den Feldzug entschied. Die Adresse an das preußische Volk und das Kirchengebet, die der österreichische Staatsmann redigiren sollte, wurden rasch überflüssig gemacht. Statt, wie der Herzog von Braunschweig gemeint hatte, den preußischen Angriff hinter der fränkischen Saale abzuwarten, hatte Napoleon die Preußen mit seinem rechten Flügel umgangen und stand bereits in ihrem Rücken auf dem Wege nach Leipzig.

Die Verwirrung nach dem ersten unglücklichen Gefecht bei Saalfeld war so groß, die erste Niederlage brachte den unfähigen preußischen Führer so außer Fassung, daß er völlig den Kopf verlor und Napoleon's grobes Wort rechtfertigte: les Prussiens sont encore plus stupides que les Autrichiens. Es war vielleicht ein Glück für den erschütterten Ruf des Herzogs, daß er seinen bei Auerstädt empfangenen Wunden erlag; lebend wäre er als die Personifikation des Unglücks von Jena bezeichnet und, wie es zu geschehen pflegt, wenn auf einem Haupt alle Verantwortung ruht, zur Zielscheibe berechtigter und unberechtigter patriotischer Leidenschaft gemacht worden.

Gentz war schon durch die Niederlage bei Saalfeld und den Tod des Prinzen Louis Ferdinand wie vernichtet. „Eine so entsetzliche Katastrophe hatte an und für sich hingereicht, mich niederzuschmettern. Hier erschien sie von den traurigsten Vorzeichen umgeben und wie der schreckliche Vorläufer eines anderen tödtlichen Unheils."

Auf Luchesini's Rath verließ er am 12. Oktober Weimar und kehrte nach Dresden zurück. Als er die Hiobspost von Jena erhielt, ward es ihm, „als schlössen sich hinter ihm die Pforten der Hoffnung über Deutschland und Europa."

Durch die Theilnahme an dem Beginn des preußischen Feldzuges und an der Abfassung des preußischen Kriegsmanifestes hatte sich Gentz dem Zorn des Siegers signalisirt. Um die Beziehungen Oesterreichs

mit Napoleon nicht zu stören, sah er sich deshalb genöthigt, fortan eine zurückgezogene Rolle zu spielen; er hielt sich, von der Hauptstadt fern, größtentheils in Prag auf, obwohl er mit dem Leiter der auswärtigen Politik Oesterreichs, dem Grafen Stadion, in steter Verbindung blieb. Von Prag richtete er am 27. Februar 1807 einen vernichtenden Absagebrief an seinen bisherigen Freund Johannes von Müller, dessen charakterloser, furchtsamer Sinn sich vor den Ereignissen gebeugt und der Gewalt gehuldigt hatte. Müller war, ähnlich wie Goethe, von dem Helden des Jahrhunderts in einer kurzen Audienz, in einer Viertelstunde gewonnen worden. Ein leises, zutrauliches Wort des Welteroberers genügte, um den großen Historiker umzustimmen, ihn, der sonst Cato, Demosthenes und den Entschluß „Mithridatisch über Trümmern zu fallen" auf den Lippen führte. Müller ging nun über das Schicksal der preußischen Monarchie „zu seiner Tagesordnung über," arbeitete wieder seine 16 Stunden, erklärte, „man müsse die an das morsche Alter nutzlos verschwendeten Kräfte auf das Neue übertragen, Gott sei es ja, der die Regierungen einsetze. Man müsse sich umdenken." Ja, der berühmte Schweizer Historiker scheute sich nicht, Lobredner des Rheinbundes zu werden. Diese feile Gesinnung, die ihre Schande obenein mit schönen Floskeln decken wollte, hat Gentz in jenem „Monumentalbrief" unbarmherzig an den Pranger gestellt. Er scheint eine ganze Menschengattung, die zu allen Zeiten sich gebrüstet und ihr Lied nach dem Erfolg gesungen hat, zu charakterisiren, da er schreibt: „Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, Alles anzuerkennen, Alles gelten zu lassen, Alles zu umfassen, sich gleichsam mit Allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß oder zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Ihr Leben ist eine immerwährende Kapitulation. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschiene, ich wiese ihm die Mittel nach, in vierundzwanzig Stunden einen Bund mit Ihnen zu schließen. Als

Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über Ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungsurtheil aus; als Mensch, als Ihr ehemaliger Freund empfinde ich nichts als Mitleid für Sie. Sie zu hassen ist mehr als ich vermag. Wenn Gott unsere Wünsche erfüllt und meine und anderer Gleichgesinnten Bemühungen krönt, so wartet Ihrer nur eine einzige Strafe; aber diese ist von allmächtigem Gewicht. Die Ordnung und die Gesetze werden zurückkehren, die Räuber und der Usurpator werden fallen, Deutschland wird wieder frei und glücklich und geehrt unter weisen Regenten emporblühen."

So energisch Gentz den mit Ehren gekrönten Verräther von sich stößt, so freudig begrüßt er den gesinnungsfesten Mitkämpfer in dem großen Streit, den geächteten Freiherrn von Stein, als dieser 1808 in Oesterreich ein Asyl suchte. Er verehrt in ihm den Patriarchen und das Haupt der Ecclesia pressa, welche nach Hülfe und Erlösung aussehe, ja, er will morgen die Welt verlassen, wenn es ihm heute gelingt, Stein die Diktatur über Alles, was zur Rettung Deutschlands unternommen werden müsse, zu übertragen.

Immer lebendiger beseelte ihn die Hoffnung, daß in der tiefsten Verderbniß die Quelle der Besserung gefunden werden könne, daß das Unheil sich erschöpft habe.

„Wie oft haben Sie selbst gesagt," schrieb er an Ad. Müller,[36] „es müßte erst auf's Aeußerste kommen, wenn es wieder gut gehen sollte. Die Welt steht nicht still. Jeder Tag führt neue Erscheinungen und neue Kombinationen herauf. Mit Schrecken und Gram sind wir nun endlich gesättigt, was könnte uns also noch aus der Fassung bringen? Ich finde im ganzen Ernst, daß jetzt die Zeit der Hoffnungen gekommen ist. Selbst das Schlimme alles Schlimmen, das eigentlich einzig Schlimme, die Niederträchtigkeit des Zeitalters muß sich endlich erschöpfen;

36) Briefwechsel zwischen Fr. Gentz und A. Müller. 1857. p. 117.

sie sind gebeugt, sie können also wieder beherrscht werden; wenn Bonaparte sie tyrannisirt, um sie zu unterdrücken; warum sollten denn nicht Andere sie tyrannisiren, um sie aufzurichten? Nur gute Tyrannen! Die Freiheit lebt von selbst wieder auf."

Aber noch einmal sollte das Vertrauen von Gentz schwer getäuscht werden.

Die freisinnige Verwaltung Stadion's schien eine Bürgschaft, daß man in der Wiener Hofburg mit den verderblichen, volksfeindlichen Maximen gebrochen habe. Die Patrioten in ganz Deutschland blickten mit frischem, freudigen Hoffen auf den Kaiserstaat, als man dort zu neuem Kampfe gegen Frankreich rüstete, die Landwehren organisirte und sich auf die bisher verschmähten sittlichen Volkskräfte zu stützen anfing. Gentz ward im Februar 1809 nach Wien berufen; aus seiner Feder floß das Kriegsmanifest gegen Napoleon, welches mit schwungvoller Kraft den Ernst politischer Ueberzeugung verband und darauf hinwies, daß Oesterreich nicht mehr allein stehe, Oesterreichs Sicherheit nicht mehr von dem Schicksal Deutschlands getrennt gedacht werden dürfe. Die Freiheit Europa's, verkündete jener berühmte Armeebefehl vom 6. April 1809, hat sich unter Oesterreichs Fahnen geflüchtet, Oesterreichs Siege werden ihre Fesseln lösen.

Diesmal war es in Wahrheit ein Volkskrieg, kein Kabinetskrieg: doch das Schicksal schien der guten Anwandlungen in der österreichischen Politik nicht achten und schien die Verzweiflung am Triumph des Rechts rechtfertigen zu wollen.

Erzherzog Karl, der an der Spitze des österreichischen Heeres stand, hatte sich von Anfang an gegen den Krieg ausgesprochen; er mißtraute der eigenen Kraft einem Führer wie Napoleon gegenüber und hatte, als richtiger methodischer Militair, nur eine geringe Meinung von der Beihülfe der Völker. Den Krieg, den er nicht recht gewollt, führte er denn auch nur mit halber Kraft. Gentz' Tagebuch enthält die bittersten

Sarkasmen über den Feldherrn, dessen Unschlüssigkeit die günstigen Momente zum Beginn der Operationen versäumt und die schweren Niederlagen bei Regensburg und Eggmühl verschuldet hatte. „Mit dem Messer am Hals“ mußte der Erzherzog gezwungen werden, die Schlacht bei Aspern zu liefern und zu gewinnen. Er unterließ es, dem geschlagenen Feind nach der Lobau zu folgen und seinen Sieg zu vervollständigen. Napoleon's Feldherrngenie flößte ihm eine Art abergläubischer Verehrung ein, übte einen vollkommenen Zauber über ihn aus. Wir stehen in einer schmachvollen Abhängigkeit von jeder Bewegung des Feindes, klagte O'Donnel zu Gentz, Napoleon führt uns wie er will; es giebt keine Freiheit, keine Selbstständigkeit in unserem ganzen Verfahren. „Nur eine Stimme herrscht in der ganzen Armee,“ berichtet Gentz nach der Schlacht bei Wagram, „alle Welt sieht den Erzherzog Karl als denjenigen an, der das Heer und die Monarchie in's Verderben gestürzt hat; seine abscheuliche Eifersucht hat ihn gehindert, den Erzherzog Johann am 5. früher herbeizurufen.“ Gentz hielt denn auch jetzt mit seiner Ansicht nicht mehr zurück, daß er ein Haupthinderniß jeder gedeihlichen Entwickelung für Oesterreich in den Persönlichkeiten sehe, die das Ganze leiten sollten. Er verschonte selbst den Kaiser Franz nicht, dessen Gleichgültigkeit gegen die Interessen seines Landes an's Unglaubliche grenze. Mit Radetzky erörterte er ganz kaltblütig die Frage, welche Vortheile dem Kaiserstaat aus einem gänzlichen Wechsel der Dynastie erwachsen müßten. „Viele Offiziere von Auszeichnung,“ erzählt er, „sind von der Unfähigkeit, von der völligen und unheilbaren Nullität unserer Regierung so tief durchdrungen, daß der Gedanke, das gegenwärtige Herrscherhaus untergehen zu sehen, weit entfernt, sie zu schrecken, ihnen vielmehr zu gefallen anfängt.“ Graf Stadion, den die furchtbaren Wechselfälle tief erschüttert hatten, schüttete in der Noth Gentz gegenüber sein volles Herz aus. Er vertraute ihm, daß es unmöglich sei, eine Viertelstunde lang auf Kaiser Franz

zu rechnen; um seiner sicher zu sein, dürfe man ihn, wie der selige Kolloredo, keine Minute während 24 Stunden verlassen. „Es genügt nicht, wenn man ihn dazu gebracht hat, zu unterzeichnen; Handbillete, die schon fertig zum Vollzug sind, ändern sich in einigen Minuten, wenn ein oder der andere neue Sprecher oder neue Intrigant daherkommt und es hindert. Ich weiß wohl," seufzte Stadion, „daß Kaiser Franz uns im Stiche lassen, daß er sich nach einer verlorenen Schlacht aus dem Staube machen und uns dem lieben Gott empfehlen wird." Oftmals machte Gentz den Minister darauf aufmerksam, daß es vermessen sei, unter einer solchen Leitung auf glücklichen Ausgang zu hoffen. Die Frage schwebte ihm auf den Lippen: Wie konnten Sie einen Krieg bis zum Messer mit einem Menschen dieses Schlages unternehmen? Und allerdings liegt die letzte Erklärung der Ereignisse in diesen Persönlichkeiten. Sie rechtfertigten den Skepticismus. Wie ganz anders würde sich Gentz selbst in größeren Umgebungen, in einem größeren Staatsleben entwickelt haben!

Unter den obwaltenden Verhältnissen konnte das Resultat der Friedensverhandlungen und des Wiener Friedens vom 14. Oktober 1809 Niemanden überraschen. Es konnte nicht überraschen, daß Kaiser Franz die Tiroler, die sich für ihn erhoben hatten, ruhig preisgab und nur in der Frage der Kriegsentschädigung eine ungewöhnliche Energie entfaltete. „Dieser Mensch ärgert sich und schreit nur," bemerkte Gentz, „wenn er Geld zahlen soll."

Mit der Härte der Bedingungen, welche Napoleon zu Wien diktirte, war jedoch das Unheil der österreichischen Zustände nicht beschlossen. Das eigentlich Verhängnißvolle der jähen Schicksalsschläge von 1809, die einem Stadion das Herz gebrochen haben, lag tiefer und offenbarte sich erst im Laufe der Jahre. Der plötzliche Uebergang von einem hohen Aufschwung und gewaltiger Thatkraft zur bittersten Verzweiflung geschieht selten ohne schlimme sittliche Nachwirkung. Auch in Oesterreich ist

damals eine Fülle edler Keime geknickt und dem Platten und Gemeinen ärger denn je die Bahn eröffnet worden. Ueber die anfängliche Frische und Opferfreudigkeit breitete sich nun der Schleier aschgrauer Blasirtheit und Mattherzigkeit. Menschenverachtung galt als Preis der Weisheit und Spott über das Erhabene ward das Privilegium wie der Mantel der Charakterlosigkeit. Als tiefe, unausgefüllte Wunde blieb der Wechsel von Begeisterung zum Cynismus zurück. Wie wir es in unseren Tagen erlebten, daß die Theater nie voller gedrängt, die Lustbarkeiten nie besuchter waren, als nach den schweren Schlägen in Böhmen, so hat der sybaritische Leichtsinn in Oesterreich gerade während der schweren Tage von 1809 und 1810 kulminirt.

Gentz' politischer Glaube blieb wohl auch jetzt noch ungebrochen. „Es ist sonderbar," schrieb er kurz vor dem Frieden, „daß ich gerade in dieser letzten Zeit und mitten unter diesen niederschlagenden Katastrophen mehr als zuvor in dem Glauben stark geworden bin, daß die Unterjochung Europas nicht gelingen kann. Der Tyrann ist doch zu klein, um dies Zeitalter zu bezwingen. Der Widerwille ist zu allgemein, zu lebendig; er kann es nicht durchsetzen. Wir sind nur verloren, wenn wir uns verloren geben." „Der eine große Punkt," so sprach er sich Stein gegenüber aus, „ist übrig geblieben, daß wenigstens die Gemüther, die es gut mit einer großen und edlen Sache meinen, nie aufhören, sich unter einander zu verstehen."

Aber neben der Unbeugsamkeit des politischen Denkens trat die alte Lockerheit des Sinnes in allen bürgerlichen Beziehungen hervor. „Das Bedürfniß, mich auf anständige Weise zu betäuben, sprach laut aus mir," notirte er Anfangs Dezember 1809 in sein Tagebuch. „Meine Geldverhältnisse standen schlecht, die außerordentlichen Hülfsquellen in England schienen auf immer versiegt; jede Art von Sorge und Mißmuth lastete schwer auf mir."

In dieser Noth ward die Verbindung mit dem Grafen Metternich das rettende Brett für den Ver-

sinkenden. Schon lange hatte der Mann, der kurz nach Wagram an die Spitze der österreichischen Politik getreten war, Gentz's Eigenschaften, jene seltene Vereinigung publicistischer Gewandtheit und staatsmännischen Wissens gewürdigt; ebenso wie Gentz die eleganten Manieren, die vornehme Ruhe und Ueberlegenheit Metternich's zu würdigen wußte.

Aeußerlich mochte denn auch Metternich, der „glatte, elegante Kavalier von der vollendetsten Verve," wie ihn der alte Kaunitz betitelt hat, Manchen bestechen. Man durfte sein „Talent zum Glück," sein weises, mäßiges Genießen rühmend erwähnen. Aber diese glänzenden Eigenschaften zerrannen, wenn man den Maßstab wahrhafter staatsmännischer Größe anlegte. Charakter, sittliche Würde und Geschäftsernst fehlten. Seine diplomatische Klugheit lief auf Worte, auf ein redseliges Dociren über das Vergangene hinaus. Große Ideen lagen dem österreichischen Minister ferne, ja sie flößten ihm Furcht ein. Als „Wochenpolitiker", wie Talleyrand ihn getauft hat, behalf er sich am Liebsten mit kleinen Auskunftsmitteln und wenn man Alles in Allem nahm, so traf das scharfe Wort des Russen Merian zu: „lackirter Staub".

Die Verbindung mit einem solchen Mann konnte denn auch für Gentz nur äußerliche Vortheile bringen. Metternich sicherte ihm den Posten eines Beauftragten der Hospodare, womit ansehnliche jährliche Einkünfte verknüpft waren. Aber in anderen Beziehungen trat ein Umschwung zum Schlimmeren ein. Indifferenz, Feindschaft gegen die Idee waren nun erträglich, Blasirtheit war zu einer graziösen Gewohnheit des Lebens geworden. Körperliche Leiden, die sich damals zum ersten Mal heftig einstellten, jene Gichtschmerzen, von denen er erst gegen Ende des Lebens befreit ward, traten hinzu. Es war die Zeit, wo er an Adam Müller schrieb: „Mein letzter Aufenthalt in Wien schlug mich todt. Nachher traten einige andere widrige Umstände und mein täglich steigender Mißmuth über den Zustand unserer heutigen Schriftstellerei noch dazu und so wuchs nach und nach ein recht eigent-

lich krankhafter Zustand meines Gemüths, eine Abspannung, eine Muthlosigkeit, eine Leere, eine Indifferenz, wie ich sie nie kannte noch ahnte, eine Art von geistiger Auszehrung, von welcher mich, ich weiß es wohl, glückliche äußere Konjunkturen, vielleicht auch schon die unmittelbare Zusprache irgend eines großen Seelenarztes wieder heilen könnten, aus welcher ich mich aber durch eigene Kraft herauszureißen nicht vermag."

So schien die Gleichgiltigkeit und Leere des östreichischen Staatslenkers sich auf seinen Vertrauten zu übertragen.

Die Friedenspolitik Metternichs, Oesterreichs anscheinend gesicherte Lage, welche durch jene Heirath Marie Louisens mit Napoleon befestigt schien; dies äußerliche Glück wirkte vor Allem darauf hin, den Keim kräftigen Wesens, jene Sturmesfreude und Geistesfrische zu untergraben, mit der Gentz bisher gegen den Koloß des Jahrhunderts gerungen. Die demüthigende Familienverbindung der Habsburger mit einem Bonaparte legte dem Haß, den Gentz diesem „inkarnirten Dämon der Revolution" geschworen hatte, Schweigen auf. Fortan bezeichnete er sich selbst als „höllisch blasirt." Rasend gut zu leben, hübsche Möbel und Parfums, viel Geld und Dienerschaft zu haben, war nun der Zielpunkt seiner cyrenäischen Bestrebungen.

Selbst in seine politischen Anschauungen spielte diese Genußsucht hinüber. Schien es doch, als hasse er den französischen Kaiser jetzt vor Allem deshalb, weil ihm derselbe den Sommer im Bade verdarb. „Gott," schrieb er an Rahel,[37] „und sein Würgengel Bonaparte sind über uns. Mit Ihnen nicht einige Tage sprechen zu können und das Gesicht der Prinzessin Solms nicht zu sehen, das sind Privationen, für welche ich dem Stifter des Kontinentalsystems eine eigene Hölle wünsche." Mit den Gelüsten des Epikuräers verbanden sich kleinliche Sorgen, wie sie sonst nur nervösen Frauen eigenthümlich sind. Sorgfältig be-

37) Brief vom 8. August 1811.

merkte er in seinen Tagebüchern, ob in einem Zeitpunkt seine Furcht vor dem Tode zugenommen habe, und bemaß danach seine Glückseligkeit.

Die Briefe seines Freundes Müller waren ihm viel zu lebhaft und rasch gemeint: „sie zerschmettern meine weichlichen Gefühlsnerven.“

Unter solchen Voraussetzungen begreift man, daß ihm das rauhe Pathos der Freiheitskämpfe von 1813 und 1814 ein Greuel war, daß er für die in Preußen auflodernde gewaltige Nationalbewegung kein inneres Verständniß und für die christlich germanische Begeisterung, die Deutschland ergriffen, höchstens Spott übrig hatte. Die Geister, die er 1805 in seiner Vorrede zu den Fragmenten beschworen, standen nun mit Fleisch und Blut vor ihm. Doch er wollte sie nicht mehr erkennen, er verleugnete sie.

Nun waren die Ziele nahe, die er einst mit Stein und anderen Patrioten gemeinsam angestrebt; aber mit der Nähe verschwand der Reiz des Erstrebten. Mit den Siegen der Verbündeten und dem Sturz des Imperators „verlor die große Sache viel von ihrem dramatischen Interesse.“

Was Gentz unter dem dehnbaren Nebel dieser euphemistischen Wendung verbergen wollte, war unschwer zu erkennen. Mit dem Gelingen wuchsen zahlreiche, früher nie geahnte Rücksichten aus dem Boden; eine tiefe Kluft bildete sich zwischen den Patrioten, die darauf hofften, das vergossene Blut werde für die nationale Sache fruchtbar sein, und den Staatsmännern, die in den Bestrebungen und der Sprache des deutschen Patriotismus ein schwer verständliches Galimathias sahen und an der alten Weisheit festhielten, es dürfe wohl Alles durch, aber nichts für das Volk geschehen.

„Ich verstehe keines Ihrer Worte,“ schrieb Gentz an seine für den Freiheitskrieg begeisterte Freundin Rahel, „der innere Sinn, die Empfänglichkeit ist abgestumpft. Sie leben, ich bin todt und nicht blos scheintodt. Die geschicktesten Experimente bringen mich nicht ins Leben

zurück. Die Freiheit hilft mir nichts mehr. So schmählich bin ich in den Ketten der Welt befangen, daß nicht blos Freiheit, sondern auch Muth nach ihr zu streben mir abgeht."

Bald darauf kündigte er ihr seinen Geistesbankerott mit trauriger Selbstzufriedenheit an. „Ich weiß Alles,[38]) kein Mensch auf Erden weiß von der Zeitgeschichte, was ich davon weiß. Es ist nur Schade, daß es für die Mit- und Nachwelt Alles verloren ist. Denn zum Sprechen bin ich zu verschlossen, zu diplomatisch, zu faul, zu blasirt und zu boshaft, und zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Muth und besonders Jugend. Ich bin unendlich alt und schlecht geworden."

Als Napoleons Schicksal entschieden war, hatte Gentz, der diesen Moment einst mit der heißesten Sehnsucht erfleht, kaum ein kühles Wort der Freude. „Sonst bin ich durch nichts entzückt, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch von der Narrheit fast aller Anderen und meiner eigenen — nicht Weisheit — aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit, mehr als es erlaubt ist, durchdrungen und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nehmen."

Er wies auf Görres hin, als den einzigen, der noch ernstlich zu schreiben verstehe und stellte sich selbst, sobald es eine positive Leistung galt, das traurigste Armuthszeugniß aus.

Den wahren Sinn dieser geistigen Gesunkenheit fassen wir, wenn er an Rahel schreibt:[39]) „Es ist nun gottlob in Paris Alles aus. — Ich bin gottlob sehr gesund. (Welch Glück!) Bin abwechselnd in Baden und Wien, frühstücke abwechselnd Briochen mit trefflicher Butter oder andere göttliche Kuchen, habe Möbles acquirirt, bei denen sich das Herz im Leibe freut, und fürchte mich weit weniger vor dem Tode."

---

38) Brief vom 23. Juni 1813.
39) Brief vom 10. Juni 1814.

So war er denn auch bemüht, den politischen Optimismus seiner Freundin herabzustimmen.

„Spannen Sie nur Ihre Wünsche und Hoffnungen nicht zu hoch," schrieb er am 7. August 1814, da sie ihm die Schrift von Thibaut über ein allgemeines Gesetzbuch in Deutschland gepriesen. „Von dem, was Sie am meisten im Auge zu haben scheinen, wird, ich fürchte, gar wenig geschehen. Bis jetzt habe ich über den künftigen Zustand von Deutschland noch Nichts gesehen, das meine Aufmerksamkeit auch nur auf fünf Minuten hätte fesseln können, und überhaupt finde ich die politische Schriftstellerei dergestalt gesunken, daß es mir nicht mehr einfällt, mich in gedruckten Blättern Raths zu erholen. Daß die Staats- und Geschäftsmänner Besseres und Größeres liefern werden, behaupte ich deshalb nicht, aber eben darum habe ich über viele unerreichbare Dinge längst meine Partie genommen. Wenn Sie alles das wüßten, was uns wirklich drückt, oder die Frage kennten, auf welche Antworten gefunden werden müssen, alle die schweren Probleme, die uns weit näher liegen, als das allgemeine Gesetzbuch für Deutschland, Sie würden bald aufhören, von Kohlrausch und Thibaut zu sprechen."

Kein Wunder, daß die alten Berliner Freunde Gentz zuerst nicht wieder erkennen konnten, da er ihnen zur Zeit des Wiener Kongresses entgegentrat. Sein Gespräch war nach wie vor anregend und glänzend; aber wo es bestimmte Fragen galt, wirkliche Festsetzungen von unmittelbarer Anwendung, da fand nun Varnhagen, daß sich alle elegante Beweglichkeit verleugne und daß statt allgemeiner Gesichtspunkte höchstens eine beschränkte österreichische Gesinnung zum Vorschein komme.

„Gentz," bemerkte Nostiz,[40]) jener scharfe mephistophelische Beobachter des bunten Kongreßtreibens, „Gentz ist alt und grau geworden. Seele und Körper zittern ihm in ewigem Fieberfrost vor moralischer

40) Nostiz, Leben und Briefwechsel. 1848.

und physischer Erkältung. Die Gemüthlichkeit der Jugend erwacht wohl noch zuweilen, doch ist sie stets geregelt, und das erzwungene Wesen erlaubt keine Gegenseitigkeit der Hingebung. Zudem ist der alte Diplomat eingeengt in die geistige Beschränkung seines jetzigen Vaterlandes und erschrickt vor den Ideen, die ihn in seiner Jugend bewegten. — Dieser Mensch, ehedem mit dem flatternden Sinn und voll üppiger Lebenslust, ist ein ganzer Philister geworden; das Freie ist von ihm gewesen und mit seiner trippelnden Weisheit wird er nichts Großes mehr schaffen."

Eine Anerkennung konnte aber selbst die Verstimmung der früheren Freunde Gentz nicht versagen. Seine Thätigkeit in den Konferenzen war eine außerordentliche; wo es galt, Referate zu machen, zu protokolliren, bewährte er sein Talent, lichtvolle Ordnung in die verwickeltsten Materien zu bringen, jene wunderbare Vereinigung schriftstellerischer und politischer Befähigung.

Einstimmig ward ihm das Protokoll in der anfänglichen Konferenz der vier und der späteren der acht Mächte übertragen. Er führte es in jener denkwürdigen Sitzung, wo durch Talleyrand's Intervention die anfängliche Solidarität der vier siegreichen Mächte gesprengt und den Anmaßungen des besiegten Frankreichs nachgegeben ward.

Aber in welcher Richtung sich die Thätigkeit von Gentz bewegen werde, trat nur allzubald ans Licht. Seine preußischen Freunde durften nicht auf ihn rechnen, wenn sie preußische Interessen zu wahren hatten. Mit einem Gemisch von Aerger und Bewunderung hatte er das Auftreten Talleyrands, dieser großen diplomatischen Pythia, verfolgt. Ils nous ont furieusement dérangé; c'était une scène que je n'oublierai jamais, gestand er nach der ersten Sitzung, die mit Talleyrand und Labrador gehalten ward. Das anfängliche Mißtrauen in die Absichten der Franzosen hinderte aber nicht, daß Oesterreich sich Frankreich näherte. Der Moment kam, wo Gentz sich zu dem begeisterten Ausruf verstieg: Möge Gott Talleyrand für Europa und für Frankreich erhalten!

Es war die Zeit der völligen Isolirung Preußens und Rußlands, der Intriguen, die zu dem Bündniß vom 3. Januar 1815 führten. Durch seine Haltung in der sächsischen Frage erregte Gentz den tiefsten Unwillen der preußischen Patrioten, und wir können, da jetzt durch die Veröffentlichung der Tagebücher und durch die Mittheilungen d'Haussonville's [41]) das Räthsel, das über jenen Verhandlungen schwebte, gelöst ist, ermessen, in wie weit er ihn verdiente.

England hatte schon im Oktober 1814 in die Abtretung Sachsens an Preußen gewilligt, freilich nur unter der Bedingung, wenn Preußen es aufgab, die russischen Interessen in Polen zu unterstützen. Am 11. Oktober erklärte Lord Castlereagh der preußischen Regierung ausdrücklich, daß England gegen die Vereinigung Sachsens mit Preußen weder sittliche noch politische Bedenken zu erheben habe; Sachsen sei erobert, der König von Sachsen habe durch eigene Schuld seine Rechte verwirkt. Sollte jedoch die Erwerbung Sachsens als Entschädigung für aufgegebene Ansprüche Preußens im Osten und möglicher Gefahren von dorther angesehen werden, oder als ein Mittel, Preußen dahin zu bringen, daß es darein willige, sich mit schutzlosen Grenzen in eine offenbare Abhängigkeit von Rußland zu begeben, dann dürfe man nicht hoffen, daß England einer solchen Anordnung zustimmen werde.

Dies war die politische Konjunktur, die Talleyrand benutzte, um sich in das Konzert der Mächte einzudrängen und aus der Besiegtenrolle in die des Siegers einzutreten. Seine Instruktionen machten ihm die Parteinahme gegen Preußen und gegen die Annexion Sachsens zur Pflicht. Das Legitimitätsprinzip ward ihm der erwünschte Vorwand, um für die Fortdauer der ehrwürdigen sächsischen Dynastie in die Schranken zu treten, und mit einem Pathos, der dem ehemaligen Diener Napoleons eigenthümlich anstand, das unveräußerliche Recht der sächsischen

---

41) D'Haussonville, Revue des deux mondes 1862. III.

Nation zu vertheidigen, die man vor Allem befragen müsse, ehe man über ihr Schicksal entschied. La conquête, wiederholte er, ne donne point de droit si elle n'est pas confirmée par un traité de cession. Es kam nun darauf an, auch Oesterreich gegen die Annexion Sachsens an Preußen zu stimmen, und dazu bediente Talleyrand sich der Mithülfe von Gentz. Gentz mußte den Fürsten Metternich diesmal sogar mit Aufbietung aller Kräfte aus den Liebeshändeln und Vergnügungen, in die er versunken war, aufrütteln und zu einem energischen Auftreten gegen Preußen veranlassen. Am 12. Oktober, am Tage, nachdem Castlereagh die Ansichten des britischen Kabinets auseinandergesetzt und die Konnexität der sächsischen mit der polnischen Frage betont hatte, erhielt Gentz eine Einladung zum Fürsten Talleyrand und notirte in seinem Tagebuch: Conversation dans laquelle il me rend la justice la plus éclatante. — Entre 7 et huit heures le soir j'engage sur la lettre de Castlereagh la discussion la plus importante et tiens à Metternich le langage le plus énergique qu'il ait jamais entendu de moi. Ce jour est un des plus marquants dans l'histoire de ma vie publique; il sera peut-être le plus beau de ma vie.

Den Tag also, wo Gentz Metternich bestimmte, sich der entstehenden Koalition gegen Rußland und Preußen anzuschließen, nennt er „vielleicht den schönsten seines Lebens." Ueber die Tragweite dieser Bemerkungen kann man jetzt keinen Augenblick im Zweifel sein. Wir hören gleichsam den Schritt der kommenden Ereignisse, wir belauschen die Koalition der Westmächte und Oesterreichs in ihrem Werden.

Leider läßt das Tagebuch keinen Zweifel darüber, welchen mächtigen Faktor Talleyrand in Bewegung gesetzt hat, um Gentz zur Energie anzuspornen.

Vendredi 30. Decembre berichtet dasselbe: „Dîné chez Tal-

leyrand. Il me remet un cadeau magnifique (24,000 florins) de la part du roi de France.“

So erfassen wir den unerquicklichen Grund der Gentz'schen Politik seit 1813 in flagranti; seine Gleichgültigkeit gegen die nationale Sache und gegen den eigenen Heimathstaat gewinnt dadurch ein wenig erfreuliches Relief. Er, der über „unerreichbare Dinge“ längst seine Partie genommen und von dem Rausch der jugendlichen Romantik gründlich ernüchtert war, sah nun in den öffentlichen Angelegenheiten nur ein Mittel, um zu leben, wie er wünschte; und hatte allen Idealismus so gründlich überwunden, daß er nahe bei dem sittlichen Bankerott angelangt war.

Das war das Resultat der „höllischen Blasirtheit“, jener „öden Resignation“ und „geistigen Auszehrung“, die ihn seit 1810 ergriffen hatte.

Deshalb sind die Bekenntnisse seiner Tagebücher am Schluß von 1814 wahrhaft niederschmetternd: „Der Anblick der öffentlichen Dinge ist traurig, aber er ist es nicht, wie er es ehemals war durch das imposante und vernichtende Gewicht, das über unseren Köpfen hängt, sondern durch die Mittellosigkeit und Thorheit fast aller Akteure. Da ich mir nun nichts vorzuwerfen habe, so dient mir die genaue Kenntniß dieses kläglichen Ganges aller dieser kleinlichen Wesen, welche die Welt regieren, weit entfernt davon, mich zu betrüben, nur zum Amüsement, und ich genieße dieses Schauspiel, als gäbe man es expreß für mein Privatvergnügen.

Das Ende dieses Jahres war brillant. Ich hatte in den beiden letzten Monaten außer den Summen, die ich durch meine Beziehungen mit Bukarest erhielt, außerordentliche Benefices von 48,000 Fl. Die Gesammtheit meiner Einnahmen im Jahre 1814 hat sich auf wenigstens 17,000 Dukaten belaufen. Das Jahr 1815 beginnt mit ziemlich guten Auspizien für mich. — Was die öffentliche Sache an=

betrifft, so sehe ich, daß es nutzlos ist, zu glauben, daß sie jemals die eitlen Hoffnungen erfüllen wird, in denen sich die Enthusiasten wiegen und denen ich für immer entsagt habe."

Ja, die Tagebücher hatten Recht, Gentz war alt und müde geworden.

Für einen so müden Menschen ist aber jede Störung seiner Ruhe in hohem Grade bedrohlich, ja gefährlich. Und dies ward fortan die Politik, welche Gentz in der einflußreichen Stellung, die ihm geworden war, als rechte Hand des Fürsten Metternich, verfolgte. Er bemühte sich, jede störende Bewegung, mochte sie vom Inland oder vom Ausland kommen, zurückzuweisen. In dieser Richtung entfaltete er alle Hülfsmittel seines reichen, beweglichen Geistes. Er vertheidigte das Bestehende um jeden Preis; er stand 1815 nicht an, selbst die Trefflichkeit des Pariser Friedens einem Görres gegenüber zu behaupten; die deutschen Ländergelüste nach dem Elsaß und Lothringen zu verspotten und zu erklären, daß nie die Harmonie zwischen den Großmächten vollkommener und inniger gewesen; daß der allgemeine Friede verbürgt sei und „die Aussicht auf ein goldenes Zeitalter in Europa nicht mehr unter die leeren Träume gehöre." Er polemisirte 1818 gegen den geistvollen Schwätzer, den liberalen Abt de Pradt, und stellte dessen phantasiereiches Gemälde des Aachener Kongresses als ein Gewebe von Illusionen und eitelen Geckereien hin. Dagegen erklärte er das Pamphlet Stourdza's über die deutschen Universitäten für „das freie Produkt eines ernsten und melancholischen Gemüths." Zugleich pries er die Resultate des Aachener Kongresses und rühmte im Namen seiner Vollmachtgeber, daß jetzt und in Zukunft die Ruhe der Welt das Ziel der Verbündeten, Gerechtigkeit, Eintracht und Mäßigung der Geist ihres Regiments sein werde, daß man die Gefühle der Religion und der Moral erwecken werde, deren Macht das Unglück der Zeiten nur allzusehr geschwächt habe.

Durch die Gründung der „Wiener Jahrbücher" sollte diese Tendenz befestigt werden und Gentz selbst brach in der neuen Zeitschrift eine Lanze zu Gunsten der Reaktion; er hielt in seinem Aufsatze „über die Preßfreiheit in England" eine Lobrede auf die Guillotine des Gedankens, auf die Censur. In scheinbar freisinniger Weise suchte er dem deutschen Volke jenen Zwang mundgerecht zu machen. Absolute Preßfreiheit sei ja unmöglich; es handle sich nur darum, ob man polizeiliche oder gerichtliche Bestrafung der Preßvergehen vorziehe, und es sei mindestens problematisch, ob wirklich durch die juridische Censur die schriftstellerische Freiheit besser gesichert sei, als durch die politische.

Denselben reaktionairen Eifer, mit welchem Gentz seine liberalen jugendlichen Anwandlungen Lügen strafte, erprobte er nun in einem Feldzug gegen die deutsche Jugend, gegen die Turner und Studenten. „Gern," schrieb er an Müller unter dem 15. Dezember 1818, „habe ich die Schrift eines Professor Menzel in Breslau, „„die Undeutschheit des neuen Deutschthums"" gelesen, wo die Turner nach Verdienst behandelt sind. Fürs Erste muß das Turnen wieder aus der Welt; dies sehe ich wie eine Art von Eiterbeule an, die geradezu weggeschafft werden muß, ehe man zur gründlichen Kur schreitet. Das Turnen ist seit sechs Monaten in der Meinung äußerst gesunken; was ich in Aachen gehört, läßt mich hoffen, daß es nicht schwer sein wird, dieses Ungeheuer zu stürzen, und selbst Jahn scheint kapituliren zu wollen."

Mancherlei mochte in dem deutschthümelnden Treiben jener Tage liegen, was Gentz' Abneigung begreiflich machen konnte. Die Phrase war ihm stets zuwider. Was sollte der alte nüchterne Praktikus denken, wenn ihn nun gar Kraftwörter, wie „wälscher Tand", „schnöde Franzen", „Teutoburger Wald" umschwirrten? Wenn er den christlich deutschen Eifer sich höchst absonderlich geberden und jene wunderliche Sekte in altdeutscher Tracht umherwandeln sah, welche das Menschengeschlecht in Vorburschen, Burschen, Nachburschen und Burschinnen eintheilten, das

Vaterland als Burschenturnplatz, den Professor als Lehrbursch begrüßen wollte?

Es leidet keinen Zweifel, daß die deutsche Jugend durch ihr unklares Tändeln mit dem patriotischen Ideal der nationalen Sache nur geschadet und den Machthabern erwünschten Vorwand geliehen hat, die karg zugemessenen Freiheiten, die man der Nation 1815 gegönnt, zu beschränken. Das Wartburgfest und die That Sand's wurden das ewige Thema der Reaktion, welche fortan Verbrechen aller Art den geheimen Bünden in die Schuhe schob und im Sinne des Geheimen Rath Kamptz für alle Vorstellungen zu Gunsten der Jugend nur die eine ominöse Antwort hatte: „Burschenschaft ist Burschenschaft."

Gentz sah Anfangs die Thaten der Burschenschaft mehr als das harmlose Treiben von Verführten an. Er ergoß die Schale seines Zorns über die Oken und Fries, über die Lehrer, die sich nicht scheuten, der Jugend demagogisches Gift vorzusetzen. Jedoch Adam Müller gegenüber schüttete er sein ganzes Herz in den Worten aus: „Jeder Feudalismus, selbst ein sehr mittelmäßig geordneter, soll mir willkommen sein, wenn er uns von der Herrschaft des Pöbels, der falschen Gelehrten, der Studenten und besonders der Zeitungsschreiber befreit."

Solche Anschauungen machen es erklärlich, daß Gentz der intellektuelle Urheber jener berüchtigten Karlsbader Beschlüsse wurde, welche die Universitäten unter Kuratel gestellt, die Presse geknebelt und die Axt an die Wurzel des deutschen Verfassungswesens gelegt haben. Als man die Mainzer Centralkommission zur Untersuchung und „Eruirung" hochverrätherischer Unternehmungen und zur Verfolgung der gefährlichen demagogischen Umtriebe unter Turnern und Studenten niedersetzte, bemerkte er mit höhnischem Uebermuth, diese Behörde werde ein Erhaltungsmittel der deutschen Einheit, einen Damm gegen die Meinung darstellen, daß Deutschland als Gesammtstaat keinen Bestand habe. Seine Ansicht über die Preßfreiheit resümirte der Verfasser jenes Sendschreibens an Friedrich Wilhelm III. jetzt dahin: „Es bleibt bei meinem

Satze: es soll zur Verhütung des Mißbrauchs der Presse binnen .... Jahren gar nichts gedruckt werden. Dieser Satz als Regel mit äußerst wenigen Ausnahmen, die ein Tribunal von anerkannter Superiorität zu bestimmen hätte, würde uns in kurzer Zeit zu Gott und zur Wahrheit zurückführen."

Am thätigsten aber erwies sich Gentz, da es galt, die Entwickelung des deutschen Verfassungswesens zu „bestimmen". Der Art. 13 der Bundesakte: „In allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung stattfinden," mußte lebhafte Erörterungen unter den in Karlsbad versammelten Diplomaten hervorrufen. In Metternich's Auftrag verfaßte Gentz einen Aufsatz „über den Unterschied zwischen den landständischen und repräsentativen Verfassungen," welcher der hohen Versammlung als bester Ausdruck der österreichischen Politik vorgelegt und zur Danachachtung empfohlen ward. Mit der dialektischen Gewandtheit, die ihn nie verließ, unterschied Gentz hier die landständischen Verfassungen als die alten historisch begründeten von den modernen Repräsentativverfassungen, die auf dem Phantom der Volksfreiheit und Volkssouveränität beruhten. Landständische Verfassungen waren ihm solche, in welchen Mitglieder oder Abgeordnete durch sich selbst bestehender Körperschaften ein Recht der Theilnahme an der Staatsgesetzgebung überhaupt oder einzelner Theile derselben ausüben; Repräsentativverfassungen dagegen solche, wo die zur unmittelbaren Theilnahme an der Gesetzgebung und den wichtigsten Staatsgeschäften bestimmten Personen nicht die Gerechtsame einzelner Stände, sondern die Gesammtmasse des Volkes vorzustellen berufen sind. Im Ursprung dieser entgegengesetzten Verfassungsformen liegt, nach Gentz, bereits ein Vorzug der landständischen Formen begründet. Während sie allmälig und auf gesetzmäßigem Wege entstanden seien, würden Repräsentativverfassungen nur durch gewaltsamen Umsturz hervorgerufen, und führten deshalb auch namentlich in kleineren Staaten zu unausbleiblicher Katastrophe, zu dem Sieg der Demagogie. Die

Theilung der Gewalten, welche das Grundaxiom der Repräsentativverfassungen ausmache, zerstückele die Einheit der Staatsverwaltung dergestalt, daß es oft schwer halte, zu bestimmen, wer bei solchen Verfassungen eigentlich regiere. Die Fortdauer des deutschen Bundes sei bei der Einführung von Repräsentativverfassungen unmöglich, während die ehrwürdige zu Wien vereinbarte Form der deutschen Staatsgewalt vortrefflich neben landständischen Verfassungen bestehen könne.

Gestützt auf die Gentz'schen Argumentationen führte nun Metternich aus: man habe bei Abfassung des Artikel 13 das Wort „landständische Verfassungen" mit weiser Absicht gewählt, um damit gleich von vornherein den Gegensatz zur Repräsentativform zu bezeichnen. Damit verband sich die für Oesterreich schmeichelhafte Anerkennung, daß nur die Staaten, welche sich landständischer Verfassungen nach Art der österreichischen Postulatenlandtage rühmen durften, den Sinn des Artikel 13 richtig erfaßt hatten. So rasch hatten sich die Verhältnisse seit dem Wiener Kongreß gewendet! Nachdem man im Jahre 1815 wenigstens ein Minimum ständischer Rechte in allen deutschen Staaten verlangt hatte, wollte man jetzt ein Maximum feststellen. Man wollte die deutschen Stände auf die Linie der österreichischen Postulaten-Landtage herunterdrücken und gab daher gleich zu Beginn der Karlsbader Berathungen den unzweideutigen Wink, daß man den Staaten, die bei der Ausführung des Artikel 13 den richtigen Weg verfehlt hätten, zu einer geschickten und anständigen Rückkehr die Hand bieten würde.

Allein diese Pläne stießen im Schooß der Karlsbader Konferenzen selbst auf energischen Widerstand. Der württembergische Gesandte, Graf Wintzingerode, spielte die mephistophelische Rolle, Hohn zu setzen gegen den höhnischen Ton und Inhalt der Vorlagen, und indem er den herrlichen von Gentz aufgestellten Prinzipien ironisch das Wort redete, nur deren Anwendbarkeit zu bestreiten. Er erklärte, daß man der Revolution, die sich der Kammern zu ihrem Werkzeug bediene,

zwar eifrigst entgegenarbeiten müsse, daß er aber zweifle, ob sich dieser treffliche, erhabene Zweck durch eine dem Artikel 13 zu gebende, die Repräsentativform ganz ausschließende Interpretation erreichen lasse. Denn mehrere größere deutsche Regierungen hätten die Pflicht, den Artikel 13 durch Einräumung einer Volksvertretung zu erfüllen, feierlichst anerkannt. Der Wiener Kongreß habe sich eher zustimmend ausgesprochen und so würde, da der Mensch einmal nicht vergessen kann, was er weiß, es mehr revolutionäre Ausbrüche befördern als verhindern, wenn man ein so wichtiges, dem Volk einmal gegebenes Recht wieder entziehe. Allerdings sei es ein schlimmes Ding, daß mit dem Repräsentativsystem das Prinzip der Volkssouveränität verbunden sei, aber es gäbe kein Mittel mehr dagegen; die Partie sei angefangen, die Regierungen hätten geglaubt, diesen Point vorgeben zu können; wie sehr sie es bereuen möchten, die Partie müsse ausgespielt werden. Witzingerode hatte ein sehr naheliegendes Argument, um das Phrasenwerk der altständischen Theorien zu vernichten: lieber, so bemerkte er, verzichten wir auf alle Verfassungen, als daß wir die altständische Verfassung von Württemberg annehmen. Die alte württembergische Verfassung nannte er der Uebel ärgstes; diese Stände seien so regierungsfeindlich und von so revolutionärem Schnitt, wie nur irgend eine Repräsentativversammlung sein könne. Die Ansprüche des Volks auf Schutz vor Willkür seien um so gerechtfertigter, je kleiner die Staaten seien, weil die Verheerungen der „Hyäne Tyrannei“ um so furchtbarer wirkten, je kleiner die Heerde sei.

Man muß sich jedoch davor hüten, das Verdienst dieser württembergischen Opposition zu überschätzen und darin einzig und allein ein Kennzeichen des württembergischen Freiheitssinnes zu sehen. Vielmehr lag hier auch ein gutes Theil Partikularismus und jene Centrifugalkraft zu Grunde, welche gemeinschädlichen wie gemeinnützigen Maßregeln widerstrebt. Den Kern dieser sonderbündischen Ansichten erfassen wir in der Behauptung, bei der Witzingerode nach eingeholter Instruktion

von König Wilhelm I. entschieden beharrte: eine Beschränkung der Landesgesetzgebung durch den Bund dürfe nur da eintreten, wo der Bund sie als Bedingung für seine Existenz fordere.

Wie man aber auch über die geheimen Motive der württembergischen Politik denken mag, dem energischen Auftreten König Wilhelms I., das auf mächtigen Rückhalt im Auslande schließen ließ, war es zu danken, daß die Metternich und Gentz stutzig wurden, daß man sich entschloß, die ständische Frage in suspenso zu lassen und ihre Erledigung auf die später in Wien abzuhaltenden Ministerialkonferenzen zu verschieben. Fielen ja doch die übrigen in Karlsbad erlangten politischen Ergebnisse schwer genug zu Gunsten der Reaktion ins Gewicht: „Letzter Tag in Karlsbad", notirt Gentz unter dem 1. September, „Heitere und zufriedene Stimmung von allen Seiten." Auf den schüchternen Widerspruch einer liberalen Minorität unter den Fürsten und auf den Unwillen in den Massen glaubte man nicht sonderlich achten zu müssen. „Die Anlage der deutschen Fürsten," schrieb Metternich im Juli an Consalvi, ehe er die politische Badereise nach Karlsbad antrat, „ist gut, aber sie sind schwach. Schon vor langer Zeit hat ein geistreicher Mann geäußert, die Könige seien es, die Jakobiner machten." 42) Jetzt handelte der österreichische Staatskanzler, als ob er dieser anerkannten Eigenschaft der deutschen Fürsten: ihrer Schwäche, das Schwerste zumuthen dürfe. Die großmächtliche Vergewaltigung, die in Karlsbad ersonnen ward, fand nun ihren würdigen Ausdruck in der Art, wie die Karlsbader Beschlüsse ins deutsche Bundesrecht eingeschmuggelt wurden.

Der Bundestag wurde zu ungewohnter Eile angespornt. Schon am 16. September wurden, obwohl die in Karlsbad nicht betheiligten Regierungen das lebhafte Gefühl der Kränkung empfanden, die aus

---

42) Florence 11. juillet 1819. Mémoires du cardinal Consalvi. Paris 1864.

den Karlsbader Verhandlungen hervorgegangenen Präsidialpropositionen am Bundestage verlesen und auf den darauf folgenden Montag die Abstimmung festgesetzt. Eine Verhandlung und Berathung fand nicht statt. Am Montag den 20. September wurde abgestimmt und Gentz' Werk, die Karlsbader Ordonnanzen, wurden einregistrirt, obwohl das Gesetz eine vierzehntägige Abstimmungszeit vorschreibt. Aber wie? sollte diese revolutionaire Hast von keiner Seite beanstandet worden sein, sollte an der Stelle, wo sonst Alles Bedenken und Widerspruch zu sein pflegte, diesmal lediglich bejahendes Schweigen geherrscht haben? Wenn man den freudigen Versicherungen der Metternich'schen und Gentz'schen Organe glauben darf, so sind die Karlsbader Beschlüsse am Bund einstimmig gutgeheißen worden, als bleibendes Zeugniß der Eintracht der deutschen Fürsten und der überzeugenden Vortrefflichkeit jener politischen Karlsbader Badekur. Das Protokoll der Bundesversammlung vom 20. September 1819 bezeugt den Konsens der sämmtlichen Bundesglieder. Wenn auch die Abstimmung in pleno, die bei so wichtigen Verhandlungen geschäftsmäßig eintreten sollte, diesmal der guten Sache zu Liebe unterblieb, so schien doch die Einstimmigkeit, mit der man die Karlsbader Beschlüsse im engeren Rath annahm, ein beredtes Zeugniß für die Nothwendigkeit des Bannes politischer Unmündigkeit abzulegen, den man über Deutschland verhängt hatte. Allein auch diesen Trost, den die Vertheidiger des alten Régime für sich anführen möchten, hat eine eingehende historische Forschung in seiner ganzen Nichtigkeit erkannt; sie hat überzeugend nachgewiesen, daß, während das offizielle Protokoll der Bundesversammlung log, eine geheime Registratur die Wahrheit sprach. In einer geheimen Registratur zu der fünfunddreißigsten Sitzung der Bundesversammlung vom 20. September ist nämlich der Dissens derjenigen deutschen Fürsten offen ausgesprochen, welche mit Inhalt und Form der Karlsbader Beschlüsse nicht übereinstimmen konnten, welche aber nach ihrem eigenen Bekenntniß dem guten, ruhebedürftigen deutschen Volk eine Scene fürstlicher

Eintracht geben wollten. Die Instruktionen mehrerer Höfe waren am Tage der Abstimmung noch nicht eingetroffen; zwei der Gesandten erklärten, instruirt zu sein, ohne daß sie Instruktionen hatten, die Anderen erklärten in der geheimen Abstimmung ausdrücklich, daß ihnen die Vollmacht abgehe; selbst die Karlsbader Genossen waren uneins: Sachsen, Württemberg und Kurhessen wurden von dem Präsidium mit ihren abweichenden Bemerkungen in das Separatprotokoll verwiesen, damit öffentlich völlige Einhelligkeit erscheine.[43] „Wahrlich abgesehen von dem Materiellen der letzten Beschlüsse," schrieb der baierische Finanzminister Lerchenfeld an Wangenheim,[44] „ist die formelle Behandlung derselben so herabwürdigend, allen Willen und alle Freiheit der einzelnen Bundesglieder verachtend und vernichtend, daß es nichts bedürfte, als der Bekanntmachung dieses Verfahrens, um auch in dem ruhigsten deutschen Gemüth den furchtbarsten Unwillen zu erregen und den furchtbaren Despotismus des dominirenden Kabinets zu zeigen. Hat je ein deutscher Kaiser auf diese Art mit dem geringsten der Reichsfürsten sich umzugehen erlaubt? Konnte er dem Kleinsten derselben das Recht der freien Erklärung seiner Einwendungen und Erinnerungen schmälern? Wurde ihm jemals zugemuthet, einem Reichsgesetz unbedingt beizustimmen, dessen Entwurf er gar nicht, sondern nur allein den Betreff desselben kannte? Nein, diese Schmach, die der Geschichte überliefert werden muß, spricht deutlicher als Alles, an welcher Seite revolutionaire Umtriebe zu besorgen seien, wer die bestehende Ordnung der Verhältnisse umstürzen wolle!"

So hat man im Jahre 1819 von Oben aus die Revolution begonnen, die im Jahre 1848 durch das Volk vollendet wurde. Damals trug die Revolution Krone und Hermelin, statt in der Blouse

---

43) Aegidi a. d. Jahr 1819. Hamburg 1861. Welcker, wichtige Urkunden über den Rechtszustand deutscher Nation. Mannheim 1845. Schaumann in Raumer's hist. Taschenbuch 1851. v. Weech, Correspondenzen und Aktenstücke. Leipzig 1865.

44) 21. October 1819.

zu gehen: darum war es aber immer eine Revolution im echten Sinne des Wortes, gewaltsamer Umsturz des Bestehenden und Bruch mit der Tradition, wie das die Gentz und Metternich selbst nicht in Abrede stellen durften. Ihr Bestreben, die Ausschreitungen der liberalen Partei, die raschen Irrthümer der Jugend, die Verbrechen Sand's und Löning's auszubeuten, war zu Karlsbad und zu Frankfurt mit Erfolg gekrönt worden. Es galt nur noch den Widerstand einzelner Regierungen in der Verfassungsfrage zu brechen; dann waren die inneren Angelegenheiten Deutschlands völlig nach österreichischem Muster geordnet, Metternich und Gentz durften keine weitere Störung der Ruhe gewärtigen. Das Ergebniß der Wiener Ministerialkonferenzen entsprach diesen Wünschen. Es gelang Gentz, den Artikel 58 in die Wiener Schlußakte aufnehmen zu lassen, wonach die Fürsten fortan durch keine Verfassung an der Erfüllung ihrer Bundespflichten gehindert werden durften. Und so schließt sein Tagebuch über die Ministerial-Konferenzen mit einem Ausbruch übermüthigen Behagens:[45]) „Der letzten und wichtigsten Sitzung der Kommission zur Bestimmung des dreizehnten Artikels der Bundesakte beigewohnt und meinen Theil an einem der würdigsten Resultate der Verhandlungen unserer Zeit gehabt. Ein Tag, wichtiger als der bei Leipzig!“[46])

Nicht so günstig wie in den inneren deutschen Fragen gestalteten sich die Aussichten für Metternich und Gentz in der großen europäischen Politik.

---

45) 14. December 1819.

46) Wir können Joseph Gentz zugeben, daß Gentz bona fide für seine Regierung gewirkt hat und von dem Nutzen und der Wichtigkeit seiner Bemühungen für die Erhaltung der Ruhe und Wohlfahrt der Staaten überzeugt war. (Ueber die Tagebücher von Fr. Gentz. Wien 1861. p. 8 ff.) Schreibt doch derselbe Joseph Gentz (Friedrich Gentz und die heutige Politik. Wien 1861. S. 19), daß die Karlsbader Beschlüsse den Ruf von Metternich und Gentz zu Grunde gerichtet haben. „Man sieht, welch' ein falscher Führer die Furcht ist, welch' ein erbärmlicher Rathgeber das Mißtrauen und welch' ein Unglück für einen Staatsmann, die Berührungspunkte mit den Gefühlen und Bestrebungen des Volkes zu verlieren.“

Die Bewegungen der südeuropäischen Völker zu Beginn der zwanziger Jahre gaben einen Anlaß, die gleiche staatsmännische Weisheit in den auswärtigen Angelegenheiten zu entfalten, die man in den inneren deutschen Dingen erprobt hatte. Nun schien es ja klar erwiesen, daß der Bestand der europäischen Gesellschaft durch eine Rotte fanatischer Bösewichter unterwühlt und in Frage gestellt werde, daß die Revolution, die seit 1789 nicht gerastet, die unter Napoleon nur den Militairrock angezogen habe, wieder in Jakobinertracht einhergehe; mochten es die Exaltados in Spanien, die Karbonaris in Italien, die Hetäristen in Griechenland sein: unter verschiedenen Namen schien die Sache überall die gleiche. Gegen diese „infernalischen Mächte" raffte daher die Wiener Hofburg alle ihre militairischen wie diplomatischen Kräfte zusammen. Es galt, der europäischen Demokratie ein europäisches Karlsbad zu bereiten. Allein die Position der österreichischen Staatsmänner ward wesentlich dadurch erschwert, daß sich die geheimen Wünsche und Pläne anderer Großmächte mit den revolutionairen Tendenzen begegneten.

Schon auf dem Fürstenkongreß zu Troppau im Oktober 1820 zeigte es sich, daß die Westmächte ihre Hand zu einem gemeinschaftlichen Feldzug gegen die italienische Revolution nicht bieten würden, und selbst im Schooß der Ostmächte ward die Eintracht nur durch die äußersten Bemühungen des Fürsten Metternich aufrecht erhalten. Oesterreich stützte sich auf die geheime Klausel des Vertrages, den es am 12. Juni 1815 mit der neapolitanischen Regierung abgeschlossen hatte, wonach alle unklugen Neuerungen verhütet werden sollten und in Neapel keine Verfassung eingeführt werden dürfe, welche den alten monarchischen Einrichtungen widerspräche oder von den Grundsätzen der lombardischen Verfassung abwiche.[47]) Auf Grund dieses Vertrags erklärte nun

47) Der Vertrag ist 1820 im neapolitanischen Parlament veröffentlicht worden. Vgl. den Wortlaut der geheimen Klausel in Bianchi Storia documentata della diplomazia europea. Torino 1865. I, 207 f.

Fürst Metternich zu Troppau, daß er die Einführung der Kortezverfassung in Neapel nicht dulden werde, und Gentz sekundirte ihm, indem er das österreichische Interventionsrecht mit dem ganzen Aufgebot staatsrechtlicher Beweisgründe vertheidigte. Es kam zu jenem Protokoll,[48]) worin sich die Ostmächte das Recht zusprachen, die neapolitanische Revolution mit den Waffen zu unterdrücken, und Gentz verkündete in ihrem Namen, daß dieselben Grundsätze, welche das legitime Europa vereint hätten, um Europa von dem militairischen Despotismus eines einzelnen, aus der Revolution hervorgegangenen Menschen zu befreien, sie bestimmen müßten, auch gegen die neue, nicht weniger tyrannische und furchtbare Herrschaft des Aufruhrs und Verbrechens einzuschreiten. Wenn die österreichischen Staatsleute in Verlegenheit gewesen wären, einen legitimen Vorwand zur Intervention zu finden, so hätte ihnen das Benehmen des Königs von Neapel jede derartige Sorge benommen. Dieser würdige Vertreter des Legitimitätsprinzips, der im Sommer 1820[49]) die Verfassung auf's Evangelium beschworen und nach der Ablesung des Eides von freien Stücken die Worte hinzugefügt hatte: „Allmächtiger Gott, der du mit deinem unendlichen Blicke in der Seele und in der Zukunft liesest, wenn ich lüge oder den Eid brechen sollte, so richte in diesem Augenblick die Blitze deiner Rache auf mich!" — König Ferdinand würde, wenn er mit Gentz und Metternich Alles vorher abgekartet hätte, seine Rolle nicht besser haben spielen können, als er nun that. Er folgte der Einladung, welche die Monarchen von Troppau aus an ihn gerichtet hatten. Das neapolitanische Parlament war blind und harmlos genug, ihn freizugeben. Er erschien in Laibach, wohin der Kongreß von Troppau aus verlegt worden war, und erklärte nun bereitwillig, daß er, während er äußerlich konstitutionell regierte, insgeheim stets vor Gott gegen den Zwang protestirt habe, den man ihm angethan habe. Besser konnte er den Erwartungen der Reaktions=

48) 19. November 1820. Gervinus Gesch. d. 19. Jahrh. IIII, 807.
49) 13. Juli 1820.

männer in der That nicht entsprechen. Nun konnte der Kreuzzug gegen die Revolution unter dem Segen des legitimen Königthums unternommen werden. Vergebens bemühte sich Graf Johann Kapodistrias, eine Repräsentativ-Verfassung für Neapel auszuwirken.[50]) Seine Bemühungen wurden ihm nur selbst verderblich, und entzogen ihm die Gunst des Kaisers Alexander.[51]) Der Ausbruch des Aufstandes in Piemont und in den Donaufürstenthümern galt als eine Mahnung zur Beschleunigung des Krieges; Ende Februar 1821 überschritten die österreichischen Truppen die Grenze von Neapel, am 7. März wurden die Milizen Pepe's bei Rieti auseinandergesprengt und Ende des Monats zogen die Oesterreicher siegreich in Kapua und in der Hauptstadt ein. Gentz lieh seiner Freude über das rasche, unerwartete Gelingen einen lebendigen Ausdruck; jubelnd berichtet er, wie der Widerstand dieser Samniter, Daunier und Hirpiner, von dessen Furchtbarkeit hochtrabende Reden gezeugt hatten, vor dem Heranrücken der Oesterreicher wie Schnee vor der Sonne hingeschmolzen sei, wie man nach Rieti, Kanetra und Antrodokko auch den Rücken der neapolitanischen Tapferen nirgends mehr gesehen habe und wie selbst das Phantom einer allgemeinen Volkserhebung in nichts zerrann. „Mit der erwartungsvollen Scheu vor verborgenen Gefahren, von einer so übereilten Flucht des tief ergrimmten Feindes selbst betroffen und dem zweifelhaften Schein mißtrauend, fielen die ersten prüfenden Blicke über die verhängnißvolle Grenze. Die nächste Stadt auf feindlichem Boden, die nächsten

50) K. Mendelssohn-Bartholdy Graf Johann Kapodistrias. Berlin 1864. S. 57.

51) Vierter Bericht vou Graf San Marzano an König Victor Emanuel. Il principe di Metternich è riuscito compiutamento. L'imperatore Alessandro gli disse che adottava il suo progetto ed ha soggiunto che non intendeva di venire in alcun modo a transazione coi sistemi liberali, e che quindi ultimasse pure l'opera incominciata senza prendersi fastidio d'opinioni particolari. Bianchi a. a. O. II, 55. Alles Geschwätz von Kapodistrias und alle seine endlosen Schreibereien, so sehr sie uns auch ein paar Monate belästigt und gemartert haben, sind zu Wasser geworden. Brief von Gentz Febr. 21. Hs.

Dörfer standen menschenleer, kein Bewohner zeigte sich in ihren Mauern, noch im Umkreise der verödeten Thäler; nur die Greuel der Plünderung und Zerstörung blickten aus den verlassenen Häusern, nur von den entferntesten Bergen tönte noch das Gebrüll geflüchteter Heerden, nur im durchwühlten Sande der Hausflur rieselte das Getränk, das den Ermüdeten gelabt hatte und in den wirbelnden Rauchwolken loderten die Vorräthe auf, an denen er sich stärken sollte. Ein leises Grauen beschlich manche Brust, und man gestand sich schüchtern, daß Gräßliche, worauf kein menschlich fühlendes Herz gern verweilen möchte, könne doch endlich wahr werden. Aber nur kurz und augenblicklich war die böse Ahnung. Das Schauervolle und Erhabene der Scene sprang plötzlich von seinem Gipfel in einen Abgrund von Lächerlichkeit hinüber. Bald ward man Menschenhaufen auf den Bergen gewahr, sollten das jene angedrohten Guerillabanden sein? Von allen Seiten strömten sie dem Zuge des Heeres zu und ihre Zahl wuchs mit jedem Augenblicke. Aber vergebens spähte man nach ihren Waffen, vergebens horchte man auf drohenden Zuruf und bald vernahm man staunend das laute Willkommen und Lebehoch! einer freudigen Menge und die Schmähungen und Verwünschungen gegen ihre eigenen Soldaten. Es waren die geflohenen Bewohner aus Kanetra, Borghetto, Antrodokko und den nächsten Ortschaften, welche die zügellose Flucht der Ihrigen vertrieben und die sich nun jauchzend dem Zuge anschlossen, dem sie fortan als die vertrautesten Wegweiser, die zuverlässigsten Boten, die treuesten Anhänger dienten."

In die Verachtung, mit welcher der österreichische Diplomat auf die neapolitanischen Insurgenten herabsieht, spielt ein Zug unübertrefflichen Humors hinüber, wenn er schreibt: „In der Hauptstadt Neapel, dort, wo Tausende, durch das Abzeichen patriotischer Schnurrbärte kennbar, mit den Ausbrüchen ihres Enthusiasmus die Grundfesten von St. Karlos erschütterten, oder sich in Toledo mit dem Prunke bunter Uniformen zum Aftergefühle eines kriegerischen Muthes begeisterten,

dort, wo die Mitglieder des Parlaments den Untergang der Alliirten beschworen und die Brüder der erhabenen Vendita an den Marken des Landes, für seine Freiheit zu siegen oder zu fallen gelobt — wo waren sie, die Väter des Senats und die Ruderer, welche nie an der Rettung des Vaterlandes verzweifelt, und die Helden alle, zur Sache für Freiheit oder Tod verbunden, wo waren sie, als die Schaaren ihrer Gegner sich zum feierlichen Einzuge in diese Hauptstadt auf ihrem Marsfelde reihten? Mit Neugierigen füllten sich die Straßen, die Fenster und Balkone, aus denen manches Tuch und mancher Shawl, der noch vor Kurzem Guglielmo Pepe und den Seinigen geweht hatte, den österreichischen Fahnen entgegen flatterte. Kaum malte sich noch auf Einem Gesichte Haß und Unwille, kaum tönte hier und da ein mißbilligender Laut durch das lautere Rufen des Volkes; Neugierde, die vorherrschende Leidenschaft der Menge, sprach aus dem lauten Gedränge und ergötzte sich an dem glänzenden Prunke des kriegerischen Zuges. Bald machte auch sie der schnellen Vergessenheit Raum, mit der in großen Städten das Volk zu seinen täglichen Gewohnheiten zurückkehrt, die es am Unliebsten gestört sieht. Wie sonst rollten die Karossen nach der Villa reale, wie sonst gingen die Gewerbe und Beschäftigungen der Bürger ihren Gang, wie sonst sonnte sich der Lazzaroni an der gewohnten Stelle, unbekümmert um den österreichischen Posten, der heute am Kastell St. Elmo die Wache bezog. Wie eine nie unterbrochene Erscheinung zog dasselbe Regiment, dessen Trommeln vor drei Jahren durch die Straßen rollten (Spleny), nach den längst bekannten Kasernen, als habe nur eine Besatzung vaterländischer Truppen die andere abgelöst und wechsele die oft bezogenen Posten. Auf denselben Straßen und Plätzen, an denselben Vergnügungsorten drängten sich noch an demselben Abende zahllose Menschenhaufen sorgenlos und unbekümmert durch die Reihen der nämlichen Feinde, für welche noch wenige Tage zuvor ihr grimmiger und unversöhnter Haß nicht Raum genug auf einem Weltballe zu haben schien!

So erbärmlich endete die Farce, die sich der Welt als ein furcht-

bares Trauerspiel angekündigt und durch den leeren Pomp, mit welchem sie begann, auch die Einbildungskraft ruhiger Zuschauer bestochen hatte. Der Vorhang rollte auf und die Getäuschten standen vor einer Bühne, die höchstens noch durch die Künste des Policinells, durch die possenhaften Gebärden der Helden und das belustigende Schauspiel ihrer Furcht einen nachsichtsvollen Blick des Publikums fordern konnte. Erröthend erkannten sie ihren lächerlichen Irrthum, erröthend verleugneten die Sieger den allzuleicht errungenen Lorbeer; nur über jene Wangen kam kein Erröthen, die vor Europa, vor der Welt, vor jeder Zukunft sich gebrandmarkt, über deren Niederträchtigkeit die Nachwelt staunen oder sie als fabelhaft aus den Jahrbüchern der Geschichte verwerfen wird. Wohl zucken noch die giftgeschwollenen Glieder des erdrückten Ungethüms im Dunkeln, wohl brütet in seiner Verborgenheit manch' schwacher Verein Meuchelmord und Verrath; aber machtlos, zerstreut, ohne Sammelpunkt, ohne Vertrauen auf sich selbst, gebärt ihr Streben nur verächtliche Räuberbanden und heimathlose Flüchtlinge. Der bessere Bürger verbindet sich freudig mit der schützenden Uebermacht, sein Vaterland von dem verderblichen Auswurf der letzten dieser Sekten zu reinigen, für die es kein Heil als das allgemeine Unglück, keine Hoffnung als die einer einsamen Herrschaft auf dem Schauplatz ihrer Zerstörung giebt." 52)

In der That konnte Gentz frohlocken; denn selten genug sind solche rasche, glänzende Erfolge in den Annalen Oesterreichs verzeichnet.

Kaum durfte sich aber die Wiener Hofburg zur Besiegung der „verächtlichen Sekte" Glück wünschen, so bot sich ein neuer Anlaß zu schwerer Besorgniß dar. Der Südosten des Welttheils war in Bewegung. Von dem Brande, der in Italien rasch gelöscht ward, züngelten

---

52) Ueber den letzten neapolitanischen Feldzug. Allg. Zeitung 26., 27. April 1821. Auf diesen „Articulum galeatum mit Seitenhieben gegen die Revolutionäre in Deutschland" hatte sich Gentz während des Laibacher Kongresses schon lange vorbereitet. Hs.

einzelne Flammen nach der nahen Hämushalbinsel herüber; einen Augenblick schien es, als sollten sie auch dort erstickt werden, bald aber brachen sie mit siegreicher Heftigkeit hervor, gleichsam zum deutlichen Zeichen, daß hier kein Strohfeuer flackere. Denn während die italienische Bewegung damals nur eine künstlich nachgeahmte war, die wegen der Unreife der italienischen Zustände keinen Boden gewinnen konnte, war sie in Griechenland die Folge einer ethischen Nothwendigkeit, die in dem griechischen Volkscharakter wurzelte. Was dort nur ein schwacher Nachhall der Napoleonischen Militairerschütterungen und unverstandene Nachahmung fremder konstitutioneller Formen war, das trat in Hellas mit den höchsten idealen Gütern des Lebens, mit Religion, Sitte und Familienehre in innige Verbindung, und so kam es, daß, während in Italien wie in Spanien Alles kläglich mißglückte, in Griechenland die nationale Bewegung zum Siege drang, ja, daß sie den Sieg weit über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaustrug und überall den durch die Reaktion unterdrückten Volkskräften unwiderstehlichen Aufschwung verlieh, bis dann endlich zu Beginn der dreißiger Jahre der Triumph des Bewegungsprinzips in der Julirevolution offenbar ward.

Gentz war weit entfernt davon, die Gefahr zu verkennen, welche dem durch die Wiener Verträge begründeten System der Erhaltung und der Ruhe von Osten aus drohte. Die Griechen, die neuen wie die alten, waren ihm eingestandenermaßen von jeher zuwider und unleidlich. Unter der Maske des Antheils berichtete er im österreichischen Beobachter so viel Schlimmes wie möglich über dies verkommene Geschlecht. Aber es war ein hartes, mühevolles Ringen gegen die philhellenische Begeisterung, welche die öffentliche Meinung der ganzen civilisirten Welt beherrschte. Nun begreift man, wie Metternich Varnhagen gegenüber die Periode von 1823—1827 die fatalste, „die schlimmste in Hinsicht des herrschenden öffentlichen Geistes“ nennen konnte.

Gentz selbst hat den Kongreß von Verona als den merkwürdigsten Zeitpunkt seines Lebens bezeichnet. Die eigene Thätigkeit entlockte ihm

Ausrufe der Bewunderung: „ich verliebte mich gleichsam (welche Vermessenheit Gott mir verzeihen wird!) in meine eigene Virtuosität. Sie setzte aber auch andere, die mich näher betrachteten, in Verwunderung.“

Aber trotzdem Gentz täglich „zwölf, vierzehn, ja sechszehn Stunden saß und arbeitete,“ konnte er sich doch über die Geringfügigkeit des schließlichen Resultats keine Illusionen machen. Rühmend berichtet er: die drei Höfe seien unverletzt mit allen Ehren abgetreten. Er frohlockte über das erstaunliche Kunststück, daß man die türkisch-griechische Frage „in aller Stille begraben habe.“ Aber im Grunde der Seele verhehlte er sich nicht, daß seine Bemühungen an der Macht der öffentlichen Meinung scheiterten, ja, daß die öffentliche Meinung die Kabinete selbst zu beeinflussen anfing und daß namentlich die englische Politik in dieser Richtung gravitirte. Er sah klar, daß der Bund der Großmächte gegen die Revolution nicht mehr auf England rechnen dürfe, seit Canning an's Ruder gekommen; Canning, der schon als Lyceist für die Griechen geschwärmt und sie besungen hatte, der mit der revolutionairen spanischen Regierung verhandelte, der die Verfassung Portugals gegen Dom Miguel in Schutz nahm und den reaktionairen Mächten jene stolze Drohung hinwarf; sie sollten sich hüten; er habe es in seiner Hand, die revolutionairen Stürme der ganzen Welt gegen sie zu entfesseln: Celsa sedet Aeolus arce. Canning's erste Aeußerungen in der orientalischen Frage ließen auf eine entschiedene Wendung zu Gunsten der Griechen schließen. Seine Weisungen an Lord Strangford in Konstantinopel faßten die griechische Sache [53]) vom Standpunkt der Menschlichkeit und der Religion auf. In der That erkannte Gentz die Heimath der Pitt und Burke nicht mehr wieder, da dieser gefährliche Oppositionsmann an's Ruder kam, und schwerlich vermochte er seinem hohen Gönner und Freunde Metternich beizustimmen, der sich mit souverainer Geringschätzung über Canning aussprach und dem sardinischen Ge-

53) 14. Februar 1823. Hs.

sandten, dem Grafen Palormo, bemerkte: „In diesen unglücklichen konstitutionellen Staaten kann man oft das Gute nicht thun aus Furcht vor einem größeren Uebel. Man muß deshalb Canning im Ministerium erhalten. Dieser Mann hat seit lange die Meinung gerechtfertigt, die ich von ihm gefaßt hatte. Ich habe stets gedacht, daß Canning in den Geschäften ein Dummkopf ist. Ja, so nenne ich einen jeden Mann, der nicht durch feste, unabänderliche Prinzipien geleitet ist, sondern sich durch besondere Rücksichten, durch kleine Leidenschaften, Nergeleien beherrschen läßt, dem es mit einem Worte an Urtheil fehlt, was auch immer sonst die glänzenden Eigenschaften sein mögen, deren er sich in einem Salon oder auf der Tribüne bedienen kann." [54])

Doch wie hoch oder gering man den Leiter der britischen Politik anschlug, es zeigte sich bald, daß auch auf Frankreich und Rußland in der orientalischen Frage für die Ritter der Legitimität kein sonderlicher Verlaß war. Frankreich sah in Griechenland „die blutende Waise der Civilisation" und war auf ritterliche Weise bemüht, die griechische Freiheit in Schutz zu nehmen. Rußlands aber vollends war man niemals ganz sicher gewesen; man mußte alle Kräfte anspannen, um den Kaiser Alexander auf korrekten Bahnen zu erhalten, und wer bürgte dafür, daß er nicht von Neuem mit seinen Griechen liebäugelte und die griechische Erhebung als erwünschtes Mittel für die eigenen byzantinischen Absichten benutzte? Ja, nicht einmal das preußische Kabinet durfte man hoffen in der orientalischen Frage leiten zu können. Schon im Juni 1821 sprach sich Ancillon [55]) für eine europäische Einmischung in die

---

54) Depesche des Grafen Palormo an den Minister des Auswärtigen in Turin vom 17. Oktober 1823. Bianchi a. a. O. II. 376. Aehnlich eine Depesche Metternich's an Esterhazy vom 17. Okt. 1824. Hs.

55) Denkschrift durch Grafen Bernstorff dem österreichischen Cabinet mitgetheilt. Ancillon hatte freilich mit seinem Mémoire in ein Wespennest gestochen. Da dasselbe durch Alopäus in Kapodistrias' Hände fiel, so ergriff dieser die gute Gelegenheit, um in einer Depesche vom 17. Juli nach Wien die Konformität der Ansichten zwischen dem preußischen und russischen Hof triumphirend hervorzuheben. Nun machte aber Metter-

griechische Sache aus; er sah in dem griechischen Aufstand eine berechtigte Reaktion gegen die „Bedrückungen der Pforte“ und wich somit entschieden von dem Standpunkt des österreichischen Cabinets ab, welches von Anfang an das durch Verträge befestigte, auf Eroberung gegründete Recht der Türken vertheidigte. König Friedrich Wilhelm selbst hat den philhellenischen Komitees anonym bedeutende Unterstützung zufließen lassen, und Gentz mußte eine lange Depesche nach Berlin senden, worin er über den Hufeland'schen Aufruf zu Gunsten der Griechen Beschwerde führte. Es war demnach wenig Grund vorhanden, sich über den „sanften Tod“ der griechisch-türkischen Frage zu freuen. [56])

Dem vereinten Wirken von England, Frankreich und Rußland in der orientalischen Frage gegenüber war Oesterreich machtlos. Der höhnische Jubel, den Gentz über das Niederschmettern des neapolitanischen Aufstandes angestimmt, verstummte, da diese „entarteten Griechen“, wie er sie betitelte, sich unter der mächtigen Aegide jener Mächte erhoben und zugleich damit überall den durch die Reaktion unterdrückten Volkskräften frische Luft und Stärkung brachten. Gentz fühlte, daß diesen neuen, gewaltigen Ereignissen gegenüber die alten Repressivmaßregeln nicht mehr verfingen.

Zwar umgab er sich in der orientalischen Frage mit dem Nimbus, den auch jetzt noch gewiegte Politiker anzunehmen belieben. Er führte zu seiner Rechtfertigung an, daß er in den Griechen Werkzeuge Rußlands sehen und den Triumph dieser Macht fürchten müsse. Aber wie? erreichte man durch Unterstützung des Divan nicht gerade das Gegentheil des Gewünschten? trieb man die Griechen nicht dadurch in

nich Gegenvorstellungen, der preußische Hof dürfe so bedenklichen Anschauungen, wie denen des Mémoire, auch nicht einmal stillschweigend zustimmen. (Depesche nach Berlin 16. Sept.) Auch Londonderry tadelte das Mémoire (Rapport de Londres 15. Sept. Hs.) und Graf Bernstorff sah sich schließlich gezwungen zu erklären, daß er die Pièce fortan desavouiren werde. Hs.

56) Gentz gestand noch in Verona ein, daß ihm bei den Nachrichten über das Mislingen der türkischen Operationen „übel geworden sei.“ Er fuhr aber fort, durch Artikel „aus Zanthe“ im Beobachter gegen die Griechen zu wirken. Hs.

Rußlands Arme? und gebot nicht die einfachste und beste Weisheit, sie in ihren nationalen Bestrebungen zu unterstützen, gerade um sie unabhängig zu machen und in die Lage zu setzen, den Vorspiegelungen des russischen Ehrgeizes zu widerstehen? Die Politik ist die Wissenschaft des Möglichen: und so mußte man sich auch hier über zwei Möglichkeiten klar werden. Entweder man erkannte in diesen orientalischen Angelegenheiten eine Lebensfrage für Oesterreich, die man denn auch entschlossen sein mußte auf die Gefahr eines Konflikts mit Rußland hin zu entscheiden; oder man ließ dem nordischen Ehrgeiz freie Bahn und die Dinge gehen wie sie gingen. Wollte man jene Lösung herbeiführen, so mußte man die Legitimitätsideen preisgeben und sich ehrlich dazu verstehen die Griechen zu unterstützen, um dieselben nicht zu gefügigen Werkzeugen Rußlands zu machen. Dann galt es den Zaaren in Concessionen gegen Griechenland zu überbieten und ihm dadurch jeden Vorwand einer vereinzelten Einmischung zu rauben: gewiß eine einfachere Politik, als wenn man sich mit Rußland, mit den Griechen und mit der öffentlichen Meinung Europa's überwarf! Aber Metternich und Gentz konnten sich zu einer solchen praktischen Handlungsweise nicht entschließen. Sie schwankten zwischen jenen beiden Möglichkeiten, zwischen der richtigen Erkenntniß der Sachlage und zwischen den Ueberlieferungen der Reaktionspolitik. So erhielt die österreichische Politik einen merkwürdigen Doppelcharakter, dessen einzelne Aeußerungen bisher noch wenig oder gar nicht bekannt, keinenfalls historisch durchdacht worden sind. Der Gegensatz zu Rußland konnte diese Politik momentan zu Schritten drängen, die ihrem traditionellen Programm schnurstracks zuwiderliefen. Als der Zaar seine Verbündeten zu Ministerberathungen über die Pacifikation des Orients nach St. Petersburg einlud, und in einer Denkschrift vom 9. Januar 1824 vorschlagen ließ Griechenland in drei vom Sultan abhängige Fürstenthümer zu theilen, da konnte die Gefahr des russischen Vorschlags den österreichischen Staatsleuten die einzige korrekte Antwort in den Mund

legen. Sie mußte lauten: „Unabhängigkeit Griechenlands.“ Am 10. November 1824 sprach sich Gentz in einem Mémoire confidentiel dahin aus: „Wenn die Unabhängigkeit der Griechen — denn um etwas Anderes handelt es sich nicht mehr — uns als ein so großes Gut oder als eine so erwiesene Nothwendigkeit erscheint, daß man über die zukünftige Existenz des ottomanischen Reichs einen Entschluß fassen muß — nun so laßt uns rein und einfach diese Unabhängigkeit anerkennen, und abwarten, daß uns die Pforte Rechenschaft dafür abverlangt. Sicherlich wäre es leichter ein Manifest zur Rechtfertigung einer Maßregel zu erfinden, welche die Meinung der Welt, so wie man sie uns zurechtgemacht hat [57]) mit Ausbrüchen des Enthusiasmus begrüßen würde, als mit dem geringsten Anschein von Legalität und Gerechtigkeit eine Kriegserklärung gegen die Pforte zu vertheidigen.“ Die geheimen Weisungen des Wiener Kabinets an den Grafen Lebzeltern in Petersburg waren in ähnlichem Sinne abgefaßt. [58]) Wenn die Vermittelung der Mächte nicht gelänge, erklärte Metternich, „daß nur die Unabhängigkeit der Griechen als anderer Wechselfall angenommen werden dürfte.“ Groß war freilich das Staunen der Diplomaten, als Graf Lebzeltern gleich in der ersten Sitzung der Petersburger Konferenzen sich auf eine der bisherigen österreichischen Politik total entgegengesetzte Weise aussprach, und, da man über die Zwangsmittel gegen die Pforte diskutirte, offen erklärte: „er würde lieber von vornherein über den Graben setzen, der denn doch vor Aller Füßen läge, und geradezu eine Unabhängigkeit anerkennen, welche die Verlegenheiten auf mehr als einer Seite beenden werde.“ [59]) Damit hatte Lebzeltern in Wahrheit eine empfindliche Saite angeschlagen. Graf Nesselrode erwiderte: er könne nicht begreifen, daß eine ähnliche Idee auf österreichischem Boden erwachsen, und daß sie nur einen Augenblick von einem

57) Telle qu'on nous l'a faite. Hs.

58) Depesche des Fürsten Metternich an Graf Lebzeltern 15. Jan. 1825. Hs.

59) Bericht des Grafen Lebzeltern. Hs.

Kabinet zugelassen worden sei, das sich zu jederzeit als Vertheidiger der korrekten Principien, als Feind der Revolutionen und ihres gefährlichen Triumphs ausgegeben habe. Nun aber drängte ihn Lebzeltern in die Enge, indem er konstatirte, daß Rußland keinen anderen Weg, um die Pforte zur Nachgiebigkeit zu bewegen, mehr vor sich sehe, als den Krieg, während Oesterreich die Anerkennung der griechischen Unabhängigkeit als ein letztes friedliches Auskunftsmittel in Vorschlag bringe, und auch der französische Gesandte, Graf Laferronnays sprach sich dahin aus, daß er, in die Mitte zwischen zwei Uebel gestellt, das Geringere: die Anerkennung der griechischen Unabhängigkeit wählen müsse. Offenbar war jetzt der Vortheil, den ein klares positives Wollen bei jeder diplomatischen Verhandlung verleiht, auf Seiten Oesterreichs. Kaum begonnen, belohnte sich schon die Initiative zu Gunsten der Griechen. Denn nun mußten sich die egoistischen Absichten der russischen Politik in ihrer ganzen Nacktheit enthüllen, da man gleichsam die Probe ihrer griechenfreundlichen Politik anlegte. Graf Nesselrode wies die österreichischen Vorschläge zurück, er bekannte, daß Rußland die Unabhängigkeit der Griechen nie wollte, sondern nur einen abhängigen Schutzstaat nach Weise der Donaufürstenthümer dulden werde. Das war der Grundgedanke aller russischen Politik, wie ihn schon Tatitschew im März 1821 verrathen, wie ihn Kaiser Nikolaus im Jahre 1827 dem Präsidenten Kapodistrias, und wie er ihn 1853 dem englischen Gesandten H. Seymour in voller Konsequenz entwickelte. „Eher werde ich den letzten Mann und die letzte Muskete d'ran setzen, als daß ich den Wiederaufbau des byzantinischen Reiches zugebe.“ So hatten die Petersburger Berathungen von 1825 den russischen Ehrgeiz in grellem Licht hervortreten lassen; Metternich war nun auf das Schlagendste darüber aufgeklärt, daß Rußland nur den Weg der Lösung in den orientalischen Dingen verlangte, durch welchen die eigenen Interessen am besten gefördert wurden. Jedoch mit einer lediglich psychologischen Freude über die richtige Diagnose des diplomatischen Sachverhalts war

wenig gewonnen. Je klarer man die Absichten der russischen Politik erkannt hatte, je energischer mußte man in der entgegengesetzten Richtung vorgehn. Die Einsicht in die richtigen Mittel war wie durch Inspiration über die österreichischen Staatsmänner gekommen. Allein sie blieb eine Inspiration des Augenblicks. So gern man anerkennen mag, daß Oesterreich zuerst im Rath der Mächte die Unabhängigkeit von Griechenland vertreten, daß es sich bemüht hat, auch die anderen Kabinette, vor Allem das von St. James, für diese „ganze Maßregel" zu gewinnen;[60]) um auf der Höhe der Situation zu stehen, genügte es nicht blos das Richtige erkannt zu haben, man mußte vielmehr auch darauf hinwirken, ein starkes kräftiges Griechenland herzustellen. Man durfte aber nicht zu gleicher Zeit die Unabhängigkeit Griechenlands und „das legitime Recht des Sultans über seine rebellischen Unterthanen" im Munde führen. Man durfte das, was man als trefflichstes Mittel gegen Rußlands Ehrgeiz erkannt hatte, nicht als einen Nothbehelf, als ein Pis-aller ansehen, sondern man mußte es ganz und voll wollen. Wenn man jedoch nach wie vor das Recht auf Seiten des Sultans sah, wenn man, wie Gentz im Februar 1825 that,[61]) in der Militärpartei unter den Griechen, in den „Klephten" eine Säule des monarchischen Prinzips erblickte, und dieselben im Interesse „der Legitimität" zu einem friedlichen Ausgleich mit dem Divan zu bestimmen hoffte, so bewies man in der That nur, daß man den reaktionären Anschauungen des Systems nicht entwachsen und unfähig war, eine praktische Lösung der orientalischen Wirren herbeizuführen. Nun trat die naturgemäße Folge dieser Politik ein, daß Oesterreich im Rath der Mächte, wo nur Handeln nach bestimmten Zielen imponirt, immer mehr isolirt ward; daß Metternich und Gentz es sich gefallen lassen und zusehen mußten, wie England, Frankreich, selbst Preußen abfielen und wie über ihren Häuptern der

60) Notenwechsel zwischen den beiden Kabinetten Nov. Dec. 1824. Hs.

61) Geh. Memoir über die Parteien in Griechenland. Hs.

erste Grund zur nachherigen Entscheidung der griechischen Dinge in dem Aprilprotokoll von 1826 zwischen Rußland und England gelegt wurde. Die österreichischen Staatsmänner begnügten sich damit, sowohl das Aprilprotokoll wie den Julivertrag von 1827, dies „von Lügen und Unbestimmtheiten wimmelnde Machwerk" auf's Schärfste zu kritisiren. Aber die Summe ihrer positiven Weisheit beschränkte sich auf diplomatische Intervention und Verhütung des Bruchs mit der Pforte.

Gentz athmete erleichtert auf, da ihn der Tod von einem Gegner wie Canning erlöste. Im Anfang September 1827 drückte er dem Herzog von Coburg unverhohlen seine Freude über Canning's Hinscheiden aus; es sei ein nicht auszusprechendes Glück; wie gut, daß man den fatalen Menschen los geworden; denn nicht zu berechnen sei, wohin denselben seine tollen Humanitäts- und Liberalitätsideen noch geführt haben könnten!

„Und doch," fügte er nach einer Pause nachdenklich hinzu, „man muß auch dem Teufel sein Recht lassen; sowie die Sachen jetzt stehen, ist es am Ende noch die Frage, ob man es nicht für ein Unglück halten soll, daß er gerade in diesem Augenblick gestorben ist. Denn das muß man bekennen, er war der Einzige, der noch den Russen im Zaum hielt; wohin der es nun treiben wird, was der uns noch Alles bereiten mag, das ist wieder gar nicht zu berechnen."

Die melancholischen Betrachtungen, denen sich Gentz hingab, sollten bald genug durch die Ereignisse bestätigt werden. Noch trug man sich an der Wiener Hofburg mit dem Plan einer Vermittelung in der orientalischen Frage, einer Vermittelung zwischen der Pforte und den Schutzmächten Griechenlands. Fürst Metternich ließ durch seinen Internuntius den Reiseffendi anregen, daß die Pforte Oesterreichs gute Dienste bei den drei Mächten begehren möge, und es dadurch in die Lage setze, ihr das Wort zu führen. Am 23. October 1827 ward der Entwurf eines Schreibens des Großvezirs an den österreichischen Hof dem Divan vorgelegt und gebilligt. Sultan Mahmud schrieb eigenhändig

auf den Entwurf, der Kaiser von Oesterreich sei sein alter Freund und seines ganzen Vertrauens würdig, er kenne seit lange die ausgezeichneten Eigenschaften des Fürsten Metternich und heiße das Schreiben völlig gut. [62]) Doch um dieselbe Zeit, wo der Großvezir jenen vertraulichen Brief an den Fürsten Metternich richtete, zerriß die Schlacht von Navarin das feingesponnene Netz der österreichischen Diplomatie. Canning war todt, aber sein Geist ging um auf der Stätte, der seine letzte Thätigkeit gewidmet war.

Bestürzung und Zorn wechselten in der Wiener Hofburg, als die Kunde von der Vernichtung der türkischen Flotte eintraf. Kaiser Franz fand in der That der drei Admiräle alle Züge des Meuchelmordes. Dem Fürsten Metternich schien die Zeit des Chaos angebrochen zu sein; er sah Krieg und Aufruhr als ihre verderblichen Folgen an. Gentz selbst ward durch die folgenden Ereignisse, vor Allem durch den russisch-türkischen Feldzug in athemloser Spannung gehalten. Man hatte in Wien die Möglichkeit einer militairischen Eroberung der Türkei durch die Russen ernstlich erwogen. Herr von Prokesch stellte dieselbe zwar in einer Denkschrift an das österreichische Kriegsministerium als „ganz unwahrscheinlich" hin, wenn die Rajah sich nicht gleichzeitig erhebe, und so lange sich die Türken wehren wollten. [63]) Verstärkte die Rajah den Angriff der Russen, so könne dennoch nur das entschiedene Uebergewicht der Russen im schwarzen Meere sie zum Zwecke führen. Indessen gestand Prokesch selbst ein, daß „die wichtigste Frage für die Pforte als europäischer Staat die Treue der Rajah sei," und wie bedenklich es gerade damit stand, durfte man in Wien keinesfalls verkennen.

Als sich aber auswies, daß auch der nordische Koloß thönerne Füße habe, daß die Militairmacht Rußlands ebenso überschätzt worden war, wie man die Widerstandskraft des Divans unterschätzt hatte, und

62) Hs.
63) Hs.

als schließlich weniger durch die Waffenerfolge Diebitsch's wie durch die Künste diplomatischer Einschüchterung der Friede von Adrianopel zu Stande kam, da war Gentz wieder in seinem Element. Er versuchte den Frieden von 1828 in eine Reihe mit den Traktaten von 1815 und mit dem Kongreß von 1818 zu stellen. Was ihn dabei hart und schmerzlich berührte, hatte er den Muth zu ignoriren.

„Von mehr als einer Seite," schrieb er, „erhob sich die Besorgniß, daß dieser Krieg der Anfang einer allgemeinen Erschütterung werden könnte. Aber die im Schoße einer großartigen Politik früher gestifteten Bande hatten noch Kraft genug, um jede finstere Prophezeihung zu vereiteln, und auch dieser Krieg ist vorübergegangen, ohne die friedliche Stellung der christlichen Staaten unter einander zu verletzen oder ernstlich zu bedrohen. Noch stehen die Grundpfeiler des Systems, welches mit der inneren Restauration Frankreichs begann, fest, und das Gebäude kann noch manchen Plan überleben, dem seine Trümmer zur Unterlage dienen sollten.

Der Eindruck, welchen die schnelle Beendigung des russisch-türkischen Krieges auf die verschiedenen Parteien, welche die Herrschaft über die öffentliche Meinung theilen, gemacht hat, ist nicht nur für den Charakter dieser Parteien entscheidend, sondern giebt auch den sichersten Maßstab für ihre ferneren Bestrebungen ab. Die, welche die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, die Eintracht unter den Staaten, den regelmäßigen Fortschritt des allgemeinen Wohlstandes, das ungestörte Gedeihen aller Geschäfte und Künste des Friedens als die höchsten gesellschaftlichen Güter verehren, — die Regierungen, die ihre heiligsten Pflichten und ihr wahres Interesse nicht verkennen, die Mehrzahl der aufgeklärten Staatsbürger, die große Masse des Volks, die nur von Ordnung und Gerechtigkeit lebt — diese alle vernahmen die Friedenskunde mit ungeheuchelter Freude. Ganz anders wirkte sie auf Jene, die in der öffentlichen Ruhe nur den Stillstand ihrer ausschweifenden Hoffnungen, in der Zufriedenheit ihrer Mitglieder die Kritik ihrer ungestümen

Klagen und in dem Kampf zwischen den Mächten die günstigste Gelegenheit, ihre ehrgeizigen Wünsche und hochfliegenden Pläne geltend zu machen sahen.

Die Anhänger dieser Partei, die ihren Hauptsitz in Frankreich, ihre Geistesverwandten in ganz Europa hat, haben in der letzten Zeit ihre Grundsätze und Absichten so klar und vernehmlich an den Tag gelegt, daß man gewiß kein Unrecht an ihnen begeht, wenn man sie als erklärte Feinde des Friedens bezeichnet. Sie haben alles aufgeboten, um durch gleißnerische Argumente, deklamatorische Kunstgriffe, geschickte Benutzung der edelsten wie der strafbarsten Leidenschaften, die Verwickelung im Orient zu verlängern und im offenen Widerspruch mit den ausgesprochenen Gesinnungen des russischen Monarchen an den Ausgang dieses Krieges eine unabsehliche Reihe neuer Umwälzungen und neuer Kriege zu knüpfen. Sie haben mit merkwürdiger Verwegenheit, bald unter dem Vorwande auf Kosten des Rechtes und der Gerechtigkeit, auf Kosten des Unterganges ganzer Völker und Reiche, die Civilisation der Welt zu befördern, bald als unterstellte Lobredner des Eroberungssystems mit lockenden Zauberformeln von „Nationalehre" und „natürlichen Grenzen" bewaffnet, Projekte geschmiedet, die nichts Geringeres als Auflösung aller begründeten Verträge, eine weit ausgedehnte Länderthеilung und den Aufstand der einen Hälfte Europas gegen die andere zum Gegenstand hatten. Ihre Redner und Schriftsteller sind nicht müde geworden, durch die boshaftesten Erfindungen, die feindseligsten Verunglimpfungen den Samen des Mißtrauens, der Eifersucht, der Zwietracht unter den Machthabern auszustreuen, und hätten gern, wenn ihre Kunst und Kraft nicht beschränkter gewesen wäre als ihr Wille, die Flamme, die auf einem für ihre Wünsche viel zu engen Schauplatz brannte, über den besten Theil der Erde verbreitet.

Es konnte uns nicht unerwartet sein, daß eine von solchen Gesinnungen beseelte Partei die Nachricht vom Aufhören der Feindselig-

keiten mit bitterem Unmuth empfing, und daß sie den lauten Ausbruch dieses Unmuthes mit zuversichtlichen Ankündigungen neuer furchtbarer Revolutionen zu versüßen suchte. Eben so wenig befremdet es uns, daß, wenn sich der tägliche Strom ihrer Anklagen und Lästerungen über fremde Regierungen wie über ihre eigene ergießt, Oesterreich stets in erster Linie steht. Die während der Dauer des nun beendigten Krieges nie verleugnete ruhige Stellung dieses Hofes, seine auf Erhaltung des Friedens und der gesetzlichen Ordnung unverwandt gerichtete Politik, seine Entferntheit von allen Vergrößerungsentwürfen, seine gewissenhafte Achtung aller bestehenden Verträge, der Unabhängigkeit aller Staaten, aller rechtmäßigen Verfassungen und aller gegründeten Freiheiten — sind in den Augen einer nach Verwirrung und Umsturz dürstenden Sekte unverzeihliche Verbrechen. Ihre Wortführer werden auch in unseren heutigen Bemerkungen Stoff genug zu giftigen Auslegungen finden. Dies Spiel, das Lebensprinzip ihres Systems, müssen wir ihnen gönnen. Die Antwort auf alle ihre vergangene und künftige Diatribe sei die einfache Erklärung: daß Oesterreich den Grundsätzen, denen es ihren Haß, zugleich aber das Bewußtsein seiner Stärke und das Vertrauen aller Freunde des Rechtes und des Guten verdankt, unabänderlich treu bleiben wird." [64])

Fassen wir diese Betrachtungen über den Friedensschluß von Adrianopel scharf ins Auge, so tritt uns die Schwäche der Gentz'schen Politik deutlich entgegen. Sie liegt in der hartnäckigen Anwendung abstrakter Prinzipien auf eine gegebene Thatsache des öffentlichen Lebens. Gewiß durfte man auch in den orientalischen Dingen den Widerstreit der Prinzipien entdecken, der seit 1789 die europäische Geschichte bewegt und bestimmt hat. Statt sich aber der Furcht hinzugeben, daß die demokratischen Elemente neue Nahrung aus jenem Konflikt ziehen und danach streben würden, Europa in allgemeinen

64) Beim Friedensschluß von Adrianopel, Schlesier V, 167 ff. Oesterreich. Beobachter 1829. 23. Oktbr.

Brand zu setzen, hätte man andere positive Kombinationen ins Auge fassen können. Statt die orientalische Frage einseitig aus dem starren Gesichtspunkt des Erhaltungsprinzips zu betrachten, hätte man versuchen müssen, sie mit Rücksicht auf die lebendigen österreichischen Interessen zu lösen. Alles hing davon ab, ob die österreichischen Staatslenker ihre Aufgabe höher faßten, als daß sie bloße Legitimität, Erhaltung des Bestehenden und Abwehr des Fortschritts auf ihre Fahne schrieben. Tradition und natürliche geographische Verhältnisse weisen dem Kaiserstaat die Rolle des Völkerführers an der östlichen Donau, sie weisen ihm die Politik zu, die er seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts verlassen und die er erst in der Gegenwart wieder aufgenommen hat. Daß Metternich und Gentz die österreichischen Erbstaaten von Deutschland, von dem „Reiche," hermetisch abschlossen und den flüssigen Tendenzen des Westens gleichsam ein Bollwerk des Erhaltungsprinzips entgegenstellten: selbst eine solche Politik würde nicht unbedingt verdammt werden dürfen, wenn man mit dieser konservativen Aufgabe im Westen nur die richtige Erkenntniß der progressiven Aufgabe verband, die Oesterreich im Osten zugefallen ist. Im Osten sollte es Rußland den Rang ablaufen, für abendländische Kultur und Gesittung Propaganda machen. Nur so konnte es seine historische Mission erfüllen und die Welt von der Nothwendigkeit der Existenz eines aus so verschiedenen Nationalitäten gemischten Staates überzeugen. Es galt, die Sehnsucht der Völker, welche durch die Befreiungskriege von 1813 und 1814 mächtig angeregt war, nach einer Seite hin zu wenden, wo Oesterreichs wichtigste Interessen geschirmt, wo seine militairische Kraft in steter Uebung gehalten werden konnte, nach dem Orient. Dort konnte man den zudringlichen Erbprätendenten der Türkei die glänzendste Hinterlassenschaft streitig machen, die je einem nationalen Ehrgeiz winkte, dort zugleich die nationale Fantasie beschäftigen und durch die Idee von Ruhm, Macht und Größe die Gemüther gewinnen. Es ist das Kriterium

eines echten Staatsmannes, daß er selbst mit den Phantasien Anderer zu operiren, daß er die politischen Schwärmereien und enthusiastischen Träume der Menschen zu benutzen versteht, auch ohne sie zu theilen. So haben die Päpste die ritterliche Frömmigkeit des Mittelalters, so haben sie die Kreuzzüge ausgebeutet. So wurden jüngst die nationalen Ideen — was noch vor unserer Aller Augen und Erinnerung lebt — verwerthet. Aber Metternich zog vor, über die Träume der Enthusiasten zu lächeln und die Ohnmacht der geistigen und gemüthlichen Faktoren im Volksleben so lange vornehm zu bespötteln, bis er im Jahre 1848 durch die Wiener Studenten sehr unsanft von ihrer Realität überzeugt und zu schimpflicher Flucht gezwungen ward. Statt den unruhigen Elementen und den jugendlichen Brauseköpfen im Osten eine für Oesterreich und für die europäische Civilisation unendlich folgenschwere Aufgabe anzuweisen, trat er im Osten gerade wie im Westen auch vor jeder ernsten Verwickelung zurück und verschanzte sich mit seinem Vertrauten Gentz hinter einer Politik des Abwartens und Erhaltens, die im Grunde nur die Interessen Rußlands förderte.

Daß Gentz sich in der orientalischen Frage den Anschauungen seines Gönners völlig anbequemte, ist um so verhängnißvoller gewesen, als er selbst in seinen besseren Zeiten die positiven Aufgaben Oesterreichs im Osten aufs klarste erkannt und gefordert hat, daß man dem Vergnügen entsage und den Ernst einer großen civilisatorischen Arbeit auf sich nehme. Im Jahre 1805, als Talleyrand den Kaiser Napoleon für eine österreichische Allianz zu gewinnen suchte und ihm jenen merkwürdigen Plan unterbreitete, demzufolge der Schwerpunkt Oesterreichs nach dem Osten verlegt, Oesterreich für seine Verluste in Italien und Deutschland mit der Wallachei, der Moldau, Bessarabien und Nord-Bulgarien entschädigt werden sollte,[65]) um dieselbe Zeit sprach sich auch

65) Dieser Plan, den Talleyrand dem Kaiser in Straßburg vorlegte und noch nach der Schlacht von Austerlitz dringend aber fruchtlos anempfahl, ist von Mignet

Gentz auf das Entschiedenste für die östliche Kulturmission Oesterreichs aus. „Freilich," fügte er prophetisch hinzu, „wenn man sich vom Prater, von Laxenburg, von der Redoute nicht trennen will, dann bleibt mein Plan ein Gedicht." Die Prophezeihung sollte für ihn selbst ominös werden, und wenn irgendwo, so zeigt sich in dieser Frage die tiefe Kluft, die zwischen der Zeit harten, gewaltigen Ringens und der Zeit behaglichen Genießens im Leben von Gentz gelegen ist. Noch im Jahr 1808 theilte er die praktischen Anschauungen derjenigen, welche für den Fall, daß Rußland und Frankreich zur Eroberung der europäischen Türkei schritten, verlangten, daß Oesterreich kein müßiger Zuschauer der Ereignisse bleiben, sondern dabei „Antheil nehmen" solle. Als aber die orientalische Krisis in den 20er Jahren zum Ausbruch gekommen war, begnügte er sich damit, den Divan in Schutz zu nehmen, die Griechen zu verdammen und im Uebrigen auf die Mäßigung des russischen Kaisers zu vertrauen. Ja selbst dem reellen Machtzuwachs Rußlands im Orient gegenüber fand er eine allgemeine Trostformel, hinter welcher sich der Mangel an positivem Rath und die Unlust, energisch zu handeln, verbargen.

Er stellte sich, als verschmerze er die russischen Erfolge, da wenigstens äußerlich in Europa so ziemlich Alles beim Alten geblieben und das Erhaltungsprinzip gewahrt war.

Und doch hatte er schon früher Adam Müller gegenüber bekannt: „das Prinzip der Legitimität, so heilig es auch sein mag, ist in der Zeit

---

zuerst an's Tageslicht gezogen worden. Notice historique sur le prince de Talleyrand p. 61 ff. Mémoires de l'Académie des sciences morales et politiques de l'Institut de France. Tom III. Ce plan, urtheilt Mignet, exécutable à une époque où rien n'était impossible aurait sans doute préparé un autre avenir à l'Europe, en donnant à l'Autriche un vaste territoire du côté même où il importait le plus de la jeter et de l'agrandir; en la rendant homogène, ce qu'elle n'était pas, en l'intéressant à la civilisation du monde, au lieu de la laisser immobile dans un passé, qu'elle s'usait à défendre. Ce plan aurait fondé un prix durable par des combinaisons nouvelles et sur des intérêts satisfaits.

geboren, darf also nicht absolut, sondern nur in der Zeit begriffen, und muß durch die Zeit, wie alles Menschliche, modifizirt werden. Für einen neuen Ausfluß oder einen geoffenbarten Willen der Gottheit hielt ich es nie. Die höhere Staatskunst kann oder muß unter gewissen Umständen mit diesem Prinzip kapituliren.“ Man sieht, Gentz war zu klug, um den feudalen Anschauungen vollkommen zu huldigen und blinder Anhänger des Gottesgnadenthums zu werden. Er sträubte sich gegen die Mystik seines Freundes Müller, der die Politik zu einer Eingebung der göttlichen Offenbarung machen wollte. Er suchte sich zugleich selbst eine Rückzugspforte offen zu halten, da das Bewußtsein, daß er einer verlorenen Sache diene, nicht mehr zurückzudrängen war. „Ich habe nie,“ bekannte er, „die Ewigkeit unseres Systems der Erhaltung behauptet. Seinen Zweck hat es erreicht. Aber bei all' seiner Macht konnte es doch nicht den ewigen Frieden gründen und wird beim ersten Stoß der Geister zu einer Tradition werden.“ Seine alte Freundin Amalie von Imhoff, Generalin von Helvig, setzte ihn wegen seiner Türkenfreundschaft zur Rede. Gentz vertheidigte sich. Er mußte zu den Prinzipien zurückgreifen und erklären, weshalb er, in der Mitte zwischen Altem und Neuem, das Alte gewählt; hier schlug ihn die Schwäche seiner Sache und die Verzweiflung an einem schließlichen Gelingen spricht aus den inhaltsschweren Worten: „Die Weltgeschichte ist ein ewiger Uebergang vom Alten zum Neuen. Im steten Kreislauf der Dinge zerstört Alles sich selbst; die Frucht, die zur Reife gediehen ist, löset sich von der Pflanze ab, die sie hervorgebracht hat. Soll aber dieser Kreislauf nicht zum schnellen Untergang alles Bestehenden, mithin auch alles Guten und Rechten führen, so muß es nothwendig neben der großen, zuletzt immer überwiegenden Anzahl Derer, welche für das Neue arbeiten, auch eine kleinere geben, die mit Maß und Ziel das Alte zu behaupten und den Strom der Zeit, wo sie ihn auch nicht aufhalten kann, noch will, in einem geregelten Bett zu erhalten sucht. — Ich war mir stets bewußt,

daß ungeachtet aller Majestät und Stärke meiner Vollmachtgeber und ungeachtet der einzelnen Siege, die wir erfochten, der Zeitgeist zuletzt mächtiger bleiben würde, als wir, daß die Presse, so sehr ich sie in ihren Ausschweifungen verachtete, ihr furchtbares Uebergewicht über alle unsere Weisheit nicht verlieren würde und daß die Kunst der Diplomaten so wenig als die Gewalt dem Weltrade in die Speichen zu fallen vermag. Das war aber kein Grund, die mir einmal zugewiesene Aufgabe nicht mit Treue und Beharrlichkeit zu verfolgen; nur ein schlechter Soldat verläßt seine Fahne, wenn das Glück ihm abhold zu werden scheint, und Stolz genug besitze ich, um mir selbst in finsteren Momenten zu sagen: Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni."

So rang die griechische Bewegung dem konservativen Staatsmann jenes merkwürdige Bekenntniß der Fruchtlosigkeit aller reaktionairen Anstrengungen ab.

Er befolgte aber jetzt von Neuem die alte Praxis, sich, wenn Ungeheuerliches im Weltlauf eingetreten war, durch den Genuß des Lebens schadlos zu halten.

Seine körperlichen Leiden waren durch den Besuch des Bades von Gastein gebessert. Er empfand ein lebhaftes Gefühl von Wohlsein, als er aus dieser Quelle de Jouvence zurückkehrte. Er warf sich wieder in die Gesellschaft, er suchte die Triumphe der Jugend zu erneuern, die Vorzüge des Geistes und der Konversation im Umgang mit Frauen zu verwerthen. Noch einmal ward die Jugend Herr über ihn; das Feuer der Sinnlichkeit glühte gewaltig in ihm auf. Der 65jährige Greis ward von einer verzehrenden Leidenschaft ergriffen, gegen die alle früheren, die jemals in seiner Brust gekocht hatten, nur Kinderspiele waren. Anfangs erröthete er, seinen Freunden zu gestehen, daß er sich in eine „Theaterperson", in die 19jährige Tänzerin Fanny Elsler verliebt habe; er fürchtete, Rahel werde ihn als „reif für das Tollhaus" erklären. Bald aber überwand die Flamme der Leidenschaft jede Scheu; mit übersprudelnder Begeisterung berichtet er seiner

Freundin von Fanny's Reizen; wie er sie als ein Geschenk des Himmels, als eine Blume verehre, die ihm mitten unter Eisfeldern und Gräbern blühe.

„Ich habe sie einzig und allein durch die Zauberkraft meiner Liebe gewonnen. Als sie mich kennen lernte, ahnte sie nicht, daß es eine solche Liebe gäbe. Denken Sie sich die Satisfaction de l'amour-propre, von welcher kein Sterblicher sich losmachen kann, und am wenigsten der, welcher die Schmeichelei so gern hat, wie Sie und ich, denken Sie sich die Seligkeit eines täglichen durch Nichts gestörten Umganges mit einer Person, an der Alles mich entzückt, die nicht nöthig hat, „ „wie Venus aus dem Meere zu steigen" "; in deren Augen, deren Hände, in deren einzelne Reize ich mich stundenlang vertiefen kann, deren Stimme mich bezaubert und mit der ich, wie mit der gelehrigsten Schülerin — ich erziehe sie mit väterlicher Sorgfalt — zugleich meiner Geliebten und meinem treuen Kinde, unerschöpfliche Gespräche führe, worüber Sie manchmal erstaunen würden, denken Sie sich diesen Reichthum von Genüssen und dazu noch Vieles, was sich nicht sagen läßt, und es wird einem Gemüth von der Fassungskraft des Ihrigen leicht werden, das, was Anderen immerhin eine Thorheit scheinen mag, vollständig zu begreifen."

Mit dieser wunderbaren geistigen Wiedergeburt verbanden sich zugleich auch Symptome, daß Gentz den alten Reaktionair, den Feind der Poesie und des Pathos, abzustreifen suchte. Er begann für die Reize der Dichtung Heine's empfänglich zu werden, des Mannes, den er in seinen Briefen an Kotta als einen „verruchten Abenteurer" bezeichnete. Er schwärmte für das Buch der Lieder.

„Noch immer," schrieb er an Rahel, „labe ich mich an dem Buch der Lieder. Mit Prokesch bade ich mich stundenlang in diesen melancholischen Gewässern. Selbst die, welche an wirkliche Gotteslästerung streifen (Götterdämmerung, Frage) lese ich nicht ohne die tiefste Emotion

und klage mich manchmal selbst darüber an, daß ich sie so oft und gern lese.“ [66])

Nicht Jeder urtheilte freilich so nachsichtig wie Rahel, die menschliche Schwächen zu entschuldigen und zu verklären geneigt war und ihrem Freunde zu seiner Verjüngung Glück wünschte. An und für sich war es lächerlich, einen Graukopf mit zitternden Händen als Kupido ausstaffirt zu sehen. Henriette Herz bezeichnete denn auch die Verliebtheit des verlebten Greises als eine Lächerlichkeit, welche sein nahes Ende bedeute.

Auch in Wien rümpfte die hohe Gesellschaft vornehm die Nase, so wenig sie sonst auf den Katechismus bürgerlicher Moral halten mochte. Die Fürstin Metternich erklärte, „eins könne sie Gentz nie verzeihen, seine Liebschaft in so hohem Alter für die Elsler, wodurch er sich in der großen Welt sehr geschadet habe.“

Gentz war überhaupt dem Fluch eines jeden Renegatenthums nicht entgangen.

So hoch er in Amt und Würden gestiegen war, so fest er in der Gunst des Fürsten Metternich stand, den er mitunter zurechtweisen und wie einen „Schulknaben“ schelten durfte, so gab es doch Koterien am Wiener Hof und in der Aristokratie, die den geistvollen norddeutschen Eindringling nach wie vor mit Mißtrauen beobachteten. Franz II. selbst hat ihm nie wohlgewollt. Dem Kaiser waren Gentz' feine Manieren, sein zierliches Hochdeutsch ebenso zuwider, wie seine geniale Liederlichkeit. Er duldete ihn nur, weil er ihm als unentbehrlich bezeichnet ward, und weil ihm Leichtsinn mit den Eigenschaften eines Staatsmannes als untrennbar verknüpft galt. Gentz rächte sich wohl durch manchen Seitenhieb, den er in vertrauten Kreisen über das Phlegma des Kaisers, über seine „ganze mitleiderregende Gestalt“ fallen

66) Brief vom 11. Oktober 1830.

ließ, ja er war so unvorsichtig, selbst Metternich und dessen ewige Zerstreuungssucht nicht zu schonen.

Es ist begreiflich, daß sich der norddeutsche Schöngeist schwer in die Wiener Umgebung hineinfand. Zahlreiche vertrauliche Aeußerungen der letzten Lebensperiode beweisen, daß er sich des obwaltenden Gegensatzes deutlich bewußt war.

Seine Isolirung ward ihm recht fühlbar, wenn er sich im Bewußtsein neuerworbener Kraft wieder dem politischen Wirken zuwenden wollte.

So tief er in die Netze der Liebe verstrickt war, die gewaltige Krisis des Jahres 1830, die Julirevolution, konnte nicht spurlos an ihm vorübergehen. Das auf dem Wiener Kongreß begründete politische System, das Werk des Fürsten Metternich, wankte und drohte aus allen Fugen zu gehen. Um so bezeichnender ist, daß Gentz sich jetzt damit begnügte, zur Duldung des konstitutionellen Systems zu rathen und auf das Entschiedenste vor jedem Prinzipienkrieg warnte.

Er fand nun, daß Legitimität und Volkssouveränität recht gut neben einander bestehen könnten, ebenso wie Katholicismus und Protestantismus, die man wie die beiden Erdpole von einander entfernt glaubte, nach hundertjährigen blutigen Kriegen, nicht nur in demselben Welttheile, sondern in demselben Lande und derselben Stadt friedlich neben einander wohnen.

Es scheint, so erörtert er mit auffallender Mäßigung, daß die gegenwärtige Periode vorzüglich durch den Kampf zweier entgegengesetzter Systeme sich charakterisire und daß in diesem Kampf Alles darauf ankomme, ob die Volkssouveränität als die Quelle aller Rechte im Staate sich geltend mache oder ob das monarchische Princip, wie bisher als die bewegende Feder in der Uhr des Staatslebens erhalten werden

könne. Die Anhänger der Volkssouveränität beschuldigen ihre Gegner, daß sie die Willkür zur Basis des Rechts machen wollen, während viele Anhänger des monarchischen Prinzips durch die That bewiesen haben, daß sie Bürgschaft gegen Willkür für nothwendig erkennen und um solche zu gewähren, in feierlich beschworenen Verfassungsurkunden die Rechte der Unterthanen, die Herrschaft der Gesetze anerkennen. Welche Beschaffenheit aber auch der Streit zweier widersprechender Theorien haben mag, immer ist es nöthig, sich davon zu überzeugen, daß diese Theorien nicht blos sich in metaphysischen Regionen bewegen und gleichsam in der Luft schweben, sondern daß ihnen reelle Massen von Kräften zur Unterlage dienen, welche Kräfte man kennen muß, um danach den Ausgang eines ebenfalls reellen, nicht blos theoretischen Kampfes errathen zu können.

Auf dem Festlande Europas ist nach Beendigung der ersten französischen Revolution nur erst in einem großen Staate und zwar erst ungefähr seit einem Jahre der Versuch gemacht worden, die Volkssouveränität zum Grundgesetze des Staates zu erheben; ließe nun der Begriff einer sochen Souveränität auch eine annehmbare Auslegung zu, so haben doch in demselben Lande, wo der Versuch im Großen aufgestellt wurde, zahlreiche, zum Theil blutige Volksaufläufe bewiesen, wie leicht der Begriff mißverstanden werden könne. Erst nachdem die Regierung, um sich gegen die Aufstände zu sichern, eine größere Energie entwickelte und dadurch faktisch das monarchische Prinzip wieder in seine Rechte einsetzte, ist dort Ruhe und Vertrauen im Innern wie in äußeren Verhältnissen wieder möglich geworden. Die Nachahmungen jenes Versuchs, die in einigen benachbarten Ländern im Kleinen bemerkt wurden, waren noch weniger geeignet, die Vortrefflichkeit der Volkssouveränität über allen Zweifel zu erheben und die Regierungen geneigt zu machen, ihr zu huldigen.

Vielleicht weist man auf England hin, wo ebenfalls, seit länger als einem Jahrhundert durch eine Revolution gleichsam das göttliche

Recht abgeschafft und das Prinzip der Volkssouveränetät anerkannt wurde? Aber man vergesse nicht, daß in England durch bisher unerschütterte Institutionen ein mächtiger Damm gegen die Uebergriffe der Volksgewalt errichtet ward, daß in diesen Institutionen die Regierung eine feste Stütze fand gegen die Beweglichkeit des demokratischen Prinzips.

Selbst in den Republiken, die sich in Europa erhalten hatten, wurde dies Prinzip durch Institutionen, die nicht aus demselben hervorgegangen waren, wohlthätig gemäßigt. Wenn sonach der noch junge, große Staat, in welchem die Herrschaft der Volkssouveränetät verkündet wird, als einziges Phänomen in Europa dasteht und bisher noch keine Gelegenheit hatte, die Haltbarkeit seines Prinzips durch die That zu beweisen, so sieht man dagegen auf der andern Seite alle großen Mächte des Festlandes im Vereine mit den Mächten zweiten Ranges fortwährend zur Erhaltung und Vertheidigung des monarchischen Prinzips entschlossen, wie solches ihnen von der Weisheit der Vorfahren vererbt wurde, wie es sich durch die Erfahrung der Jahrhunderte bewährt hat. Bei dem Abwägen der Kraftmassen also, auf welche sich die beiden erwähnten Systeme stützen, ist offenbar das Uebergewicht auf Seite der alten Monarchien, die überdem durch einen einzelnen, noch unentschiedenen Versuch unmöglich sich für erschüttert und bedroht halten können. Der Krieg wäre sonach von ihnen nicht zu fürchten. Folgt aber aus dem Widerspruche beider Prinzipe, daß derselbe nothwendig in einem blutigen Kriege sich auflösen müsse? Wir glauben dies nicht. Europa ist zu civilisirt, als daß es wie in den Jahrhunderten der Religionskriege die Entscheidung in politischen Glaubenssachen dem barbarischen, blinden Spiele der Schlachten anvertrauen sollte. Zu solchem Spiele ist der Augenblick auch keineswegs günstig. Der Aufregung der Gemüther muß Zeit gelassen werden, sich zu besänftigen; die mörderische Seuche, die den Norden und Osten heimsucht, fordert zu andern Sorgen auf und hält, durch Furcht vor Berührung, die Kämpfenden in vorsichtiger Entfernung

zurück. Befänden wir uns aber auch in günstigeren Umständen, wären die Geister weniger in Gährung, wäre das Leben der Bevölkerungen weniger bedroht, so sähe sich das monarchische Europa dennoch nicht genöthigt, zu dem Kriege, als letztem Mittel, seine Zuflucht zu nehmen. Es stützt sich auf die Erfahrung der Jahrhunderte, die sein System bewährt hat; es kann also gelassen das Resultat abwarten, wenn in einem einzelnen Lande, auf dessen eigene Gefahr der kühne Versuch gemacht wird, eine ganz neue, bisher unbekannte Erfahrung auf ungebahntem Wege aufzufinden. Was bisher bei diesem Versuche zu Stande kam, ist nicht geeignet, dem Schrecken vor einer neuen, Alles umstürzenden Riesenmacht Gehör zu geben; vielmehr wird man zu dem Glauben berechtigt, daß bald die noch erhitzten Parteien in Frankreich sich von der Nothwendigkeit überzeugen werden, die Macht der Verhältnisse und die bestehende Ordnung in Europa zu achten, wie schon jetzt die französische Regierung sich von dieser Nothwendigkeit überzeugt hat.

Ein Krieg gegen Principien könnte diesem die Allianz der Leidenschaften, der Nationalvorurtheile und des politischen Fanatismus zuführen. Die Kabinete haben die Lehren der früheren Kriege gegen die Revolution nicht vergessen. Europa kann also den Frieden wollen und es will ihn, aus Klugheit wie aus innerer Ueberzeugung, weil es in seiner Macht sicher ist, die Ordnung bei sich aufrecht erhalten zu können. So wenig aber es zum Angriffe geneigt sein kann, um so entschlossener muß es zugleich sein für die Vertheidigung, im Fall es selbst angegriffen würde. Diesen Fall fürchtet es nicht und hat ihn um so weniger zu fürchten, als dann alle Gehässigkeit des ungerechten Angriffs auf dem Gegner lasten würde. Auch die öffentliche Meinung würde sich für diejenigen erklären, welche nur erhalten, nicht umstürzen wollen. Denn auch die Völker haben aus den früheren Kriegen gelernt, wie kostbar die Einquartierung der Freiheit bringenden Verbündeten aller Völker, wie lästig sie ihnen werden muß; sie haben ganz neuerlich, aus dem Schicksale der Polen, die Zuverlässigkeit der Ver-

heißungen einer hülfebringenden Propaganda ermessen können. Sollten daher auch einzelne Stimmen, im Dienste auswärtiger Parteien oder von eigener Verblendung beherrscht, die gerechte Abwehr des Angriffs durch die Organe der öffentlichen Meinung verdächtig zu machen versuchen wollen, so werden diese einzelnen Stimmen um so leichter zum Schweigen zu bringen sein, als der aufgeklärte Theil einer Nation, die für ihre Ehre und Selbständigkeit kämpft, ihnen kein Gehör geben wird.

Ist sonach der allgemeine Friede, bei der Unmöglichkeit einer umwälzenden Propaganda, als gesichert anzusehen, so kann es zur völligen Beruhigung der Gemüther vielleicht nützlich sein, darauf aufmerksam zu machen, wie eine etwaige Anfeindung des wahrhaft constitutionellen Systems in den Ländern, wo dasselbe Staatsgrundgesetz geworden ist, keineswegs in der Absicht derjenigen liegen könne, welche in dem monarchischen Prinzipe die sicherste Bürgschaft für den Bestand der Ordnung erkennen. Der leitende Grundgedanke ihrer Politik kann nur auf Erhaltung, nicht auf Umsturz gerichtet sein. Wo sonach die repräsentative Verfassung gesetzmäßig eingeführt, wo solche in Uebereinstimmung mit dem monarchischen Prinzipe gebracht wurde, da wird sie geachtet und geschätzt werden. Glücklicherweise ist, wenigstens in Deutschland, etwa Kurhessen ausgenommen, dieses belebende und erhaltende Princip überall in den Verfassungen gesichert oder könnte es leicht, im legalen Wege, werden. Es liegt also keine Nothwendigkeit vor, der gesetzmäßigen Wirksamkeit der Stände feindlich entgegen zu treten. Die ehrwürdigsten Männer, die Europa Bürgschaft ihres Muthes und ihrer Besonnenheit gegeben, haben sich unumwunden für das konstitutionell monarchische System erklärt und würden im Fall der Noth dasselbe zu vertheidigen und zu beschützen wissen. Die großen Mächte aber werden um so geneigter sein, die innere Selbständigkeit auch der konstitutionellen Staaten des zweiten Ranges anzuerkennen, als sie dadurch Europa eine bestätigende Bürgschaft ihres Systems der Erhaltung geben und der Besorgniß feierlich widersprechen würden, als könnte eine, dem

Zeitgeist und den allgemeinen Interessen widersprechende Diktatur in ihrer Absicht liegen. Kein Krieg, sondern Schutz gegen Angriff, keine Zerstörung, sondern Erhaltung des Bestehenden — dies wird die Seele des europäischen Systems sein, wie solches von den Bedürfnissen der Staaten gefordert wird.

Aus diesen allgemeinen Umrissen dürfte unschwer zugleich die Politik der mittleren Staaten zu entnehmen sein. Als Theile eines großen organischen Ganzen können und werden sie sich nicht von den Grundsätzen und Interessen derselben trennen, können und werden sie sich nicht dem gefährlichen anderwärts gemachten Versuche hingeben, auf gut Glück die Grundpfeiler der europäischen Gesellschaft zu wechseln. Treu den übernommenen Verpflichtungen gegen verbündete Regierungen werden sie nicht minder treu die ihren Völkern zugesicherten Verheißungen erfüllen, die Entwicklung gesetzmäßiger Freiheit beschützen, aber zugleich den Anmaßungen der Parteien, wo diese zur Anarchie führen könnten, mit Kräften zu begegnen wissen. In Uebereinstimmung mit dem Geiste der Ordnung, und zugleich mit dem Geiste des Jahrhunderts, werden sie ihren Ruhm dareinsetzen, der Welt zu beweisen, daß das System regelmäßiger Fortschritte mit dem System der Erhaltung nicht nothwendig im Widerspruch stehen müsse, daß vielmehr eine harmonische Verbindung zwischen beiden möglich sei, daß gerade in solcher Verbindung die eigenthümliche Stärke dieser Staaten bestehe, und daß dieselbe, als Feindliches versöhnend, ihnen einen hohen Rang in der europäischen Republik erwerben müsse.[67]).“

In diesem politischen Testament, das Gentz seinen Zeitgenossen hinterlassen hat, vermögen wir die Spuren der merkwürdigen Wandelung, die mit ihm vorgegangen war, deutlich zu erkennen. Der fanatische Doktrinär des Legitimitätssystems hatte sich in einen politischen

---

67) Betrachtungen über die politische Lage Europas. A. A. Ztg. 27. 28. Sept. 1831.

Eklektiker verwandelt, die ehemalige reaktionäre Siegeszuversicht war völlig verschwunden, und es tauchten dagegen selbst Merkmale bedeutsamen Antheils an der gegnerischen Sache empor. Wir irren wohl nicht, wenn wir in dieser letzten Lebensperiode, um Macchiavell's klassischen Ausdruck zu gebrauchen, einen Rückgang al segno, eine Rückkehr zu den Anschauungen der Jugend annehmen, wie denn die Rückkehr zu den Gefühlen der Jugend bereits eingetreten war. Es lag in dieser Wandelung der Keim des Gegensatzes zu der bisher vertretenen Politik des Fürsten Metternich viel deutlicher entwickelt, als man gewöhnlich meint.

„In Wien," so berichtete Gentz ärgerlich an Cotta, „läßt man sich gern gefallen, daß Paris und Louis Philipp mit Ernst und Spott zu Tode geritten werden; und es ist, wie Sie wissen, Mode geworden, sich mit dem Teufel selbst zu koalisiren, wenn man dadurch eine neue Restauration herbeiführen oder vor der Hand nur diejenigen stürzen könne, die man ärger verabscheut als den Teufel."

Diese innere Wandelung muß uns denn auch Gentz' eigenthümliche Haltung in dem polnischen Aufstand erklären.

Er symphatisirte offen mit den Polen, er verfaßte ein Memoire zu ihren Gunsten; in Wien wollte man wissen, daß die russische Regierung ihn mit Recherchen bedrohe.

Nach dem Fall Warschau's mußte er freilich das gescheiterte Unternehmen als Unbesonnenheit bezeichnen, bemerkte aber, es wäre ungroßmüthig gewesen, eine solche Ansicht früher laut werden zu lassen, so lange die Polen noch kämpften und ihnen die Bekanntmachung dieser Ansicht hätte schaden können. Die Ereignisse, welche auf die französische Bewegung gefolgt waren, hatten in Gentz eine innere Revolution hervorgerufen; er sah die Principien, die er vertrat, triumphiren, ohne doch rechte Freude darüber zu empfinden, er sah, wie das alte Europa den Aufstand niederschmetterte, ohne im Herzen den Triumph theilen zu können, er fühlte sich in die Enge getrieben, das

Bewußtsein ergriff ihn, daß er der neuen Gestaltung der Dinge täglich fremder werde und daß seine Rolle ausgespielt sei. „Es ist," schrieb er an Rahel [68]), „eine furchtbare Zeit in der wir jetzt leben. Es wird immer wilder und finsterer auf Erden. Niemand kann mehr das Schicksal seines Landes, seiner nächsten Umgebungen, sein eigenes auf vier Wochen hinaus mit Sicherheit berechnen. Niemand weiß mehr recht, zu welcher Partei er gehört, die Meinungen, die Wünsche, die Bedürfnisse durchkreuzen sich so sonderbar und begegnen sich auch wieder in dem allgemeinen Getümmel, daß man kaum Freund und Feind mehr unterscheidet, es ist ein Krieg Aller wider Alle, dem Donnerschläge von oben und Erdbeben von unten allein ein Ende machen können."

So hielt denn auch die letzte wunderbare Verjüngung, die Gentz erfahren hatte, nicht lange vor. Das Wort von Henriette Herz bestätigte sich; jene Leidenschaft war mehr das letzte Aufflackern der Lebenskraft, als das Verkünden eines neuen frischen Frühlings. Bald nachdem Goethe gestorben, fühlte auch Gentz, den das Dahinscheiden und Erlöschen dieses großen Lichts gewaltig ergriffen, Abnehmen der Kräfte und Herannahen des Endes. Er entschlief am 9. Juni 1832, umgeben von zärtlicher Sorgfalt und erfreut durch zahlreiche Zeichen der Theilnahme. Der Mann, den Kaiser und Könige beschenkt und belohnt hatten, dem Gold von allen Seiten zufloß, starb arm. Man fand in seinem Geldbeutel nur einige Kupferkreuzer und in seiner Brieftasche fünf Gulden Schein. Die Freigebigkeit seiner höchsten Gönner mußte noch nach seinem Tode, wie so oft während seines Lebens, für ihn eintreten.

---

68) Brief am 8. Juli 1831. Von den ungedruckten Quellen, die sich noch über Gentz erschließen werden, nenne ich den Briefwechsel mit der Fürstin Karadja, mit Herrn von Prokesch und die höchst bedeutungsvollen (in meinem Besitz befindlichen 800) Briefe an Pilat, den Redakteur des Beobachters.

IV.

Charakteristik.

Sollen wir nun schließlich Friedrich von Gentz in raschen Zügen charakterisiren, so tritt als wesentliches Merkmal Elasticität des Geistes hervor.

Er wuchs und sank mit der Zeit und mit den Menschen. Sein Urtheil paßte sich den außerordentlichsten Verhältnissen an. Sein Gedanke fand sich in den schwierigsten Problemen der großen öffentlichen Welt zurecht. Aber sein Wille war oft nicht stark genug, über die gewöhnlichsten Tagesbegebenheiten Herr zu werden. Er strauchelte in den einfachsten Beziehungen des Privatlebens und der bürgerlichen Moral. Während Gentz im Unglück eine antike Standhaftigkeit entfaltete, löste das Glück alle Fugen seines sittlichen Charakters. Denn es liegt im Wesen solcher Naturen, daß sie Unglück besser ertragen, wie Glück; nach Austerlitz und Jena war Gentz größer als nach Leipzig und nach dem Wiener Congreß.

Ueber Unglück half ihm das, was Adam Müller die „große und freie Lebensmanier, die beständige Verjüngung und immer steigende Regsamkeit des Herzens nannte," hinweg; im Glück verfiel er nur allzubald jener faulen Resignation, jener „höllischen Blasirtheit, die einer geistigen Auszehrung nahe kam".

Wie alle elastischen Naturen war er in hohem Grad empfindsam für Schmerz und Freude. Wenn eine klare Sonne am Himmel stand,

war er selig, und kannte keine Sorgen; wenn er in Weinhaus bei Wien die behagliche Ruhe einer still umfriedeten Häuslichkeit genoß, vor seinem großen Spiegelglasfenster aus einem Stück seinen „kleinen Garten oder vielmehr sein großes Blumen-Bouquet, wie in einem Rahmen gefaßt übersah, bei goldreinem dunkelblauen Himmel,“ dann konnte er heiter und vergnügt der Gegenwart leben, als ob Zukunft und Tod keine schreckhaften ungelösten Probleme seien. Niemand sah dem Frühling sehnsüchtiger entgegen als Gentz; mit der warmen Luft lebte er auf, mit heiterem Sonnenschein ward er ein anderer Mensch. Wenn es aber dunkelte und ein Gewitter am Himmel stand, so zog mit der äußeren Bewegung auch die Unruhe vor den dämonischen Naturgewalten, die Furcht vor dem Tode in seine Seele. Keine Frau konnte reizbarer und nervöser sein. Mit Recht bezeichnete er sich selbst, Rahel gegenüber, als „das erste aller Weiber.“ Er zitterte, als er die Stufen des Amfitheaters von Verona hinabstieg, an der Hand des Fürsten Metternich. Er fürchtete sich vor jeder See- und Bergfahrt, vor jedem Volksgeschrei, selbst vor der Stimme erboster Gänse, kurz vor allem mit dem sich nicht reden ließ, und wo keine Argumente galten. Gewitterfurcht zieht sich in seltsamer Weise durch den ganzen Briefwechsel zwischen ihm und Adam Müller. „Dafür allein, daß Sie in Ihrem Briefe das Gewitter erwähnen,“ schreibt er an Rahel, „möchte ich Sie in diesem Augenblick küssen dürfen.“

Er bekannte ganz offen, daß ihm die Eigenschaft des Muthes ebenso versagt sei, wie manchen Personen der Sinn für Farben oder für Töne. Man wird nicht ohne Lächeln daran zurückdenken, wie Gentz vor jedem derben Händedruck erschrak, wie ihn das martialische Aussehen eines Schnurrbarts in Aufregung versetzen konnte. Er gerieth über die Besuche harmloser Reisender in Schrecken, weil er in ihnen verkappte Sands oder Lönings sah; der schlechte Scherz eines Bekannten, der ihm durch einen anonymen Brief das Schicksal Kotzebue's androhte, machte ihn eine Zeit lang krank vor Angst. Man konnte ihm seine gewöhnlichen Spazier-

gänge verleiden, wenn man ihn auf die verdächtige Miene irgend eines Individuums aufmerksam machte, das vielleicht ein burschenschaftlicher Fanatiker oder gar ein griechischer Hetärist war. Diese Furcht vor der Außenwelt prägte sich selbst der äußeren Erscheinung von Gentz auf. So erschien seine Haltung in den letzten Jahren vorwärts gebeugt, sein Gang schleichend und unsicher. Die hellen und klugen Augen, die man in der Jugend an ihm rühmte, waren nun durch einen scheuen Ausdruck wie verschleiert. In Gesellschaft hielt er gewöhnlich ein Paar große schwarze Brillen vor, um sich Kontenance zu geben und um die Anwesenden zu mustern. Denn nur unter bekannten Gesichtern fühlte er sich behaglich und floß seine Rede in heiterer unbefangener Weise dahin; ein Fremder, eine ihm unheimliche Gestalt machten ihn wortkarg und besorgt.

Diese weiche weibliche Abhängigkeit von den Menschen, diese Launen, die sich nach Wind und Wetter richten, glaubte Gentz schon in seiner Jugend überwunden, er glaubte die antike Weltanschauung erreicht zu haben, die in den Außendingen nur Gleichgültiges und in dem Leiblichen eine Schranke, einen Kerker des Geistes sieht.[69]) Aber nur mit dem Verstand hatte er sie erreicht. Er hatte eingesehen, daß im Ueberwinden jener äußeren Schranken der Preis echter Mannesnatur beruhe; doch mit der Einsicht stand sein Thun nicht auf gleicher Stufe. Gentz hat an Wilhelm von Humboldt nichts so sehr bewundert wie die Kraft: bestimmend auf die Außenwelt einzuwirken. „In diesem sonderbaren Menschen," so urtheilte er, „der durchaus Alles kann und Alles ist, was er will, ist nun der Grundsatz: daß schlechterdings alles, was Schicksal heißt, ganz gleichgültig sei, und lediglich und allein Kraft und Leere das Glück oder das Elend ausmachen und bestimmen, bis zu einer so praktischen Festigkeit gediehen, daß ich ihn wirklich über alle Begebenheiten erhaben sehe. Diese Kraft in sich und Anderen immer

---

69) Τὸ σῶμα σῆμα. Orphisch. Plato Cratylus 400.

auf's Höchste zu befördern und ihr reines und freies Spiel in jedem menschlichen Wesen hervorzulocken und zu fixiren, das ist ihm der letzte Zweck alles Daseins und sein kontinuirliches Bestreben, wovon ihn auch weder Schmerzen, noch Verdruß, noch Mißlingen abschrecken können. — Was ich ehemals an ihm bewundert hatte, seinen großen und tiefen Kopf, seine Allmacht im Streit u. s. f. vergaß ich fast ganz; nur immer die reine Kraft in ihm war das Objekt meines Staunens." Diese Charakteristik eines Anderen ist gerade für Gentz von tiefeingreifender Bedeutung. Denn gegenüber der Kraft, die er an Wilhelm von Humboldt pries und bewunderte, hat er sich selbst in der Lage eines unglücklichen Liebhabers befunden. Je mehr er empfand, daß sie ihm mangele, je mehr strebte er danach sie zu erreichen. Daher sein merkwürdiges Bedürfniß sich an Andere anzulehnen, daher der receptive weibliche Zug in seinem Wesen. „Für mich," schrieb er einst voll Selbsterkenntniß an Garve, „ist es ein wahres Bedürfniß, ein Bedürfniß der Schwachheit, mit vortrefflichen Menschen umzugehen. Ich bin jung und habe viele Fehler."

Von heißer sinnlicher Natur, mit der Empfänglichkeit für alles Schöne und Reizende im Leben ausgestattet und zu socialer Zerstreuung wie geschaffen, ist es nicht zu verwundern, daß er den rauhen Pfad, den ihm die Lehre des Königsberger Weisen, den ihm die eigene bessere Erkenntniß vorzeichnete, verließ. Nur so erklärt sich die außerordentliche Gewalt, die feingebildete Frauen, die eine fantastisch weibliche Natur wie Adam Müller über Gentz ausübte, eine Gewalt, die der Art war, daß der nüchterne, politische Praktiker den mystischen Prediger des Gegensatzes förmlich anschwärmte.

Das Sinnliche war die Brücke, welche anscheinend so fernstehende Naturen verband. Von den Müller'schen Vorlesungen wollte Gentz anfangs nichts hören, das Ueberschwängliche widerstrebte seinem in Kant'scher Logik aufgewachsenen Geist; als er aber zu der Vorlesung kam, wo Müller die Bestimmung des menschlichen

Geschlechts in die Schönheit setzte, war er überwältigt, alle seine Einwürfe verstummten. Wer kann Ihnen widerstehen? rief er begeistert aus.

Gentz war, wie Einer, dazu angethan, das Leben in vollen Zügen zu genießen. Er hat sich ja selbst Glück dazu gewünscht, daß er seine Jugend nicht „wie ein Lumpenhund langsam auslaufen ließ, sondern im höchsten Rausch vom Tisch des Lebens ein gesättigter Gast sich emporhob."

Aber nur selten wird der Genuß einem Sterblichen ungemischt zu Theil. Gentz war es nicht verliehen, die ganze reife Frucht der Aristippischen Moral zu kosten. Ihm fehlte die selbstüberwindende Kraft der Ruhe, die Objectivität im Genusse. Während Wilhelm von Humboldt, sein Jugendfreund und Gefährte auf den Pfaden der Sinnlichkeit, sich vor jedem Affekt zu wahren wußte, und heitere Ruhe als Grundbedingung des Genusses walten ließ, verstand Gentz dies Maaß nicht zu halten. Seine Leidenschaften machten ihn schon früh momentan maßlos elend, wie sie ihn dann maßlos gehoben haben. Was er war und leistete, verdankte er dem gewaltigen Aufschwung, der Anspannung seiner Kräfte; es lag etwas von Leidenschaft in jener rastlosen fieberhaften Thätigkeit, die er auf den Congressen entfaltete; in seiner publizistischen Vielgewandtheit, sogar in seiner eifrigen Selbsterziehung, in der Art, wie er seine eigenen Fortschritte sorgfältig und eifrig verfolgte.

Auch Metternich erkannte die Kraft dieser verborgenen geistigen Springfedern an.

Er wußte, daß Gentz nur dann auf der Höhe seines Daseins stand, wenn er sich in geistiger Erregung, in lebendiger leidenschaftlicher Bewegung befand. „Ihr ganzes Wesen," rief er ihm zu, „ist Leidenschaft. Leidenschaftslos sind Sie weiter nichts als ein schlafender Gelehrter, der unglaublich viel weiß, aber nichts vermag. In der Gluth der

Leidenschaft aber sind Sie im Stande, wahre Wunder zu bewirken. Niemand kommt Ihnen dann gleich in Liebenswürdigkeit und Anmuth."

Leidenschaft, die sich, im vollkommene Gegensatz gegen den Beruf des Diplomaten, rückhaltslos hingiebt, dabei aber zarte weibliche Empfänglichkeit, unendliche Receptivität: das waren die Eigenschaften, die Gentz' Freunde hingerissen und bezaubert haben.

So erschien er ihnen in Wahrheit als „Kind," mit jener rührenden naiven Liebenswürdigkeit, welche für die eigenen großen Fehler im Voraus um Verzeihung bittet, mit jenem einfachen liebevollen Sinn, der an die unverdorbene Frische der Kindheit erinnert, wenn er auch die Unschuld der Kinderjahre nicht mehr besitzt.

Und diesem kindlich offenen Wesen konnte man viel vergeben. Man sah, daß Gentz eben in Alles, was er anfing, viel von dem eigenen inneren Geistesleben hinein legte; man konnte ihm nicht zürnen, wenn er selbst eine schlechte verlorene Sache vertheidigte: denn er that es mit der Wärme, der Frische und Unbefangenheit der Jugend. Er beging selbst seine Perfidien mit Pathos, er ergriff, wie Rahel an Ranke schrieb, das Unwahre mit Wahrheitsliebe. Es sei fern von uns, deshalb mit ihm rechten zu wollen. Gentz ist sein eigener Richter gewesen.

Rasch und quälend genug brach die Erkenntniß über ihn herein, daß er seine besten Kräfte einer verlorenen Sache gewidmet und durch seine zuvorkommende Schwäche im Dienst der Reaktion das Mark seines Daseins vergiftet habe. Vergebens suchte er die innere Stimme zu übertäuben. „Die beständige dunkle trübe Reue über die Vergangenheit," gestand er einst an Müller, „ist, wie Sie wissen, ein charakteristischer Zug meines Gemüths." Woher diese beklagenswerthe Scheu vor dem Vergangenen, die sonst nur Verbrechern eigen, wenn sie nicht aus Zweifeln entsprang, die Gentz' tiefstes Innere durchwühlten? Von dem Augenblick an, wo er mit seiner Einsicht kapitulirt hat, welche ihm sagte, daß die Politik Metternich's ohne lebendiges Prinzip sei, und

wo er diese Politik dennoch vertrat, von dem Augenblick an mochte er noch so hoch in Amt und Ehren steigen, sein Leben war nicht besser als ein geschmücktes Grab.

Es geht die Sage, einst, bei glänzendem Mahle, habe ihm Fanny Elsler den schäumenden Becher mit der schalkhaften Warnung kredenzt: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.“ Gentz aber habe voll Uebermuth geantwortet: „Mich und den Metternich hälts noch aus.“

Doch solcher Spott blieb nur auf den Lippen. Ueber eins half ihm die Elasticität seines Geistes nicht hinweg. Sie half ihm nicht den verlorenen Seelenfrieden wieder zu gewinnen, und über die Vorwürfe, die an dunkelen Perioden seines Lebens hafteten, leicht hinwegzugleiten. Und eine finstere Nemesis wollte, daß dieselbe Fäulniß, von der die privaten Beziehungen seines Lebens angesteckt waren, auch in der großen politischen Welt, der er angehörte, hervortrat, daß er da, wo er Trost in rastloser Beschäftigung suchte, den schönsten Trost, den ein Staatsmann finden kann: Gedeihen seines Wirkens nicht fand, sondern um die Frucht des Ringens betrogen ward, und sich schließlich der Jugendfreundin gegenüber verzweifelnd als Kämpfer einer verlorenen Sache bekennen mußte. So geht denn aus dem Verlauf jenes merkwürdigen Lebens, das wir von seinen Jugendräuschen bis zur müden Indifferenz der Mannesjahre, bis zu den letzten wunderbaren Wandelungen des Greisenalters verfolgt haben, immer von Neuem der Mißbrauch eines wahrhaft bewundernswerthen Talents hervor.

Gentz mochte sich bei reichbesetztem Frühstück, bei guten Möbeln und Parfüms einen Augenblick glücklich fühlen, er mochte sich an den verbotenen Freuden von Heine und Lukrez, er mochte sich an der Grazie und an der Frische einer neunzehnjährigen Tänzerin ergötzen; das tiefe Unbehagen über ein verfehltes Dasein, die heimliche Reue über eine verlorene Ueberzeugung spottete ihm das Buch der Lieder, lächelte ihm Fanny Elsler nicht hinweg, und jene wahre Verzweiflung, die ihn einst

in Berlin bei der Heimkehr nach einer durchschwärmten Nacht gepackt hatte, da er Alles öde und verlassen fand, sie mußte ihn von Neuem ergreifen, als er am Ende seiner vielbewegten Laufbahn der gefürchteten Ewigkeit gegenüber stand.

So ging dies Leben von gewaltigem Reiz an uns vorüber, hoch bedeutsam für den Einzelnen wie für den Staat, dem er angehört hat.

Es war kein erquickendes Seelengemälde. Aber dem Historiker ist es nicht vergönnt, Idyllen zum Gegenstand seiner Betrachtung zu finden. Er muß sich genügen lassen, wenn er nach Wahrheit geforscht und gefunden hat, daß der Wille der Vorsehung sich über den Einzelnen wie über Nationen in Sturm und Gewitter enthüllt.

Inhalt.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.